

**Boris Johnson, Peter Zumthor, Nicole Kidman, Basel brennt**

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 38 – 21. September 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Nobelpreis  
für den Frieden**  
Die grausamsten Gewinner

## Mein Weg in den Bundesrat

Das Tagebuch von Ignazio Cassis



**ISLAM**  
Irrtum  
Burkaverbot

**DONALD TRUMP**  
Wunderfrauen  
im Weissen  
Haus

**SUBVENTIONEN**  
Ueli Maurers  
geheime  
Sparpläne

**CHE GUEVARA**  
Besichtigung  
eines Denkmals

4 194 407 006 90 21 38



  
GÜBELIN

WILLKOMMEN BEI GÜBELIN

  
PATEK PHILIPPE  
GENEVE

  
JAEGER-LECOULTRE

ROGER DUBUIS

  
GÜBELIN  
JEWELLERY

PARMIGIANI  
FLEURIER

*Cartier*

PIAGET

ULYSSE NARDIN  
SINCE 1840 LE SOCCO - SUISSE

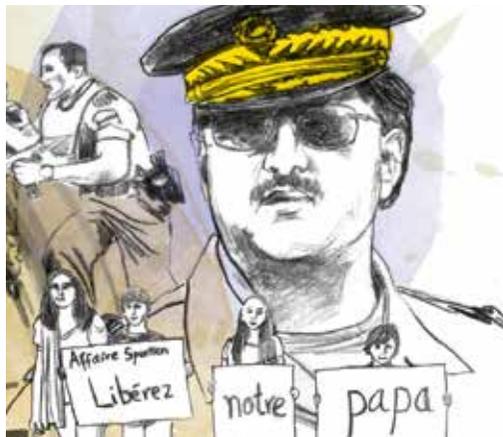
IWC  
SCHAFFHAUSEN

  
ZENITH  
SWISS WATCH MANUFACTURE SINCE 1865

BVLGARI  
ROMA

  
BREITLING  
1884

[gubelin.com](http://gubelin.com)



Endlose Justizverfahren: Fall Sperisen.

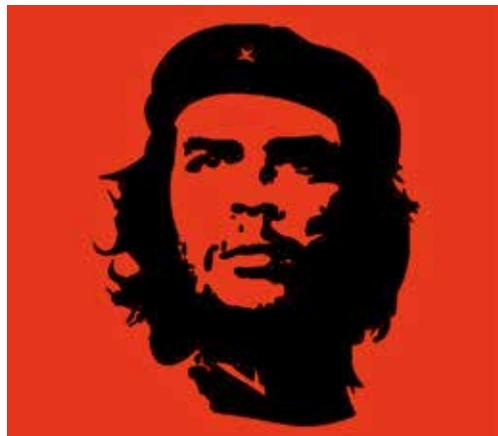
Die Spannung im majestätischen Hauptsaal des Bundesstrafgerichtes in Bellinzona war mit den Händen zu greifen, als Redaktor Alex Baur im letzten Juni als Gastreferent zum Thema Justizkritik einer hochkarätigen Runde von Justizbeamten, Staatsanwälten und Bundesrichtern die Leviten liess. Seit drei Jahrzehnten befasst sich unser Kollege aus journalistischer Warte mit der Justiz. Seine hartnäckigen Recherchen und pointierten Analysen sind unter Juristen gleichermaßen gefürchtet wie – je nach Interessenlage – beliebt, zumeist aber auch respektiert, selbst wenn man seinen Standpunkt nicht teilt. Baur's Vortrag in Bellinzona, in dessen Zentrum die überlange Verfahrensdauer stand, löste unter den Anwesenden eine engagierte Debatte aus. Das Thema mag auf den ersten Blick abstrakt anmuten. Doch wenn die Justiz versagt, geht uns das alle etwas an, wie Baur in diesem Heft anhand von konkreten Fällen aufzeigt: Es kann jeden von uns treffen. **Seite 22**

Kennen Sie Lukas Golder? Vermutlich nicht, aber Sie werden ihn wohl bald kennen. Der 43-jährige Politologe und Co-Leiter des Instituts gfs.bern ist das neue Gesicht an Abstimmungssonntagen des Schweizer Fernsehens. Er löst Claude Longchamp, die «Fliege der Nation», als TV-Chefdeuter ab. Philipp Gut hat Golder in seinem Büro in Bern getroffen und zeichnet das Porträt des Mannes, der seinen Beruf als Handwerk versteht und ein Diplomat der Bürger sein will. **Seite 28**

Es erinnert mehr als nur ein wenig an Dürrenmatts «Besuch der alten Dame»: Eine Gemeinschaft schliesst sich zusammen und mobbt einen Aussenseiter. Die Wahlkämpfer der Alternative für Deutschland (AfD) machen diese Erfahrung tagtäglich. Ihre Kandidaten und Wahlhelfer werden bedroht, beschimpft und bedrängt. Lukas Steinwandter ist ein junger Journalist aus Südtirol, der für die deutsche Wochenzeitung *Junge Freiheit* arbei-

tet. Er hat sich in den letzten Tagen des Bundestagswahlkampfes auf Erkundung begeben. **Seite 48**

Vor fünfzig Jahren wurde Ernesto «Che» Guevara im bolivianischen Dorf La Higuera fusiliert. Ein Jahr lang war der Autor der Programmschrift «Der Guerillakrieg» durch Bolivien gezogen und hatte versucht, das Feuer des Aufstands zu entzünden. Doch die Bauern verweigerten sich. Enttäuscht notierte Che in seinem Tagebuch: «Die Bauern sind undurchdringlich wie Steine.» Sein Scheitern konnte Guevaras Mythos nichts anhaben. Bis heute ist Che Welt-Wertmarke revolutio-



Bilanz über einen verklärten Helden: Che Guevara.

närer Gesinnung und ziert als Rebellenikone T-Shirts, Unterhosen und Szenebars. Helmut Scheben, in den 1980er Jahren im Dienst der salvadorianischen Guerilla, zieht Bilanz über einen verklärten Helden. **Seite 52**

*Ihre Weltwoche*

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Wie weiter?

## Bundesrat Parmelin sollte ins Aussendepartement wechseln.

Von Roger Köppel

Nun also verdienstermassen der Tessiner Ignazio Cassis. Irritationen lieferte der einnehmende Flexibilitäts-Politiker zuletzt, als er seinen italienischen Doppelpass gerade noch rechtzeitig vor der Wahl abgab, um sich auf seine schweizerische Staatsbürgerschaft zu konzentrieren. Bleibt er in der Europapolitik standhafter? In seinem Hearing vor der SVP zeigte der Freisinnige Hartkanten: Er sei gegen einen EU-Beitritt, gegen die automatische Übernahme von EU-Recht, gegen die Guillotine-Klausel und gegen fremde Richter. Beim Rahmenvertrag würde er die «Reset»-Taste drücken. Hoppla. Es wäre nach Burkhalter die totale Schubumkehr.

Vor der Bundesversammlung freilich drehte der Geschmeidige dann bereits wieder etwas bei. Ein Raunen vibrierte durch den Saal, als sich Cassis, um seine linken Nichtwähler zu versöhnen, in einem spektakulären Polit-Spagat auf die legendäre Kommunistin Rosa Luxemburg berief. Das sind die vermutlich schlaunen Anbieterungsrituale, mit denen neue Bundesräte, die Applaus von rechts erhalten haben, gute Stimmung machen für die aufreibende Zeit in der Zwangs-WG unserer Kollegialregierung.

Nächsten Freitag werden die Departemente verteilt. Dazu muss man wissen: Bundesräte werden nicht nach Eignung und Kompetenzen gewählt, sondern nach äusseren, ziemlich unentrinnbaren Eigenschaften: Es zählen Parteizugehörigkeit, regionale Herkunft, Geschlecht und Sympathiepunkte bei der Casting-Jury in den beiden Räten. Wer es geschafft hat, gilt automatisch als tauglich für alle Aufgaben und Departemente. Die Hearings, die im Vorfeld stattfinden, sind unterhaltsames Theater und eigentlich belanglos. Als vor zehn Jahren Eveline Widmer-Schlumpf in den Bundesrat geschoben wurde, wussten einige ihrer Wähler nicht, wie sie ihren Namen richtig schreiben mussten.

Solche *Schluffi*-Manöver sind auch Ausdruck der Tatsache, dass es in der Schweiz zum Glück Wichtigeres gibt als Bundesräte. Man darf das Amt aber trotzdem nicht verharmlosen. Gerade heute wäre Widerstand gegen die drückende Verwaltung gefragt. Auch im Hinblick auf die explodierenden Kosten des Bundes steigen die Anforderungen. Dass man meistens verträgliche Parteisoldaten ohne Nebenwirkungen nimmt – Quereinsteiger werden weggebissen –, erhöht daher nicht die Chance, dass die Regierungsmitglieder dem Apparat mit seinen 34 000 Festangestellten wirksam gegensteuern. Bundesräte, einmal gewählt, schmiegen sich so fugenlos ins Kollegialgremium ein, dass



### Schocktransfer.

ihre Wiederwahlchancen möglichst ungefährdet bleiben.

Konkret zur aktuellen Ausgangslage: Alle Departemente sind besetzt, frei wird nur das Aussenministerium (EDA). Darauf Anspruch erheben dürfen in absteigender Reihenfolge nach Dienstalter: Bundespräsidentin Doris Leuthard, Finanzminister Ueli Maurer, Justizvorsteherin Simonetta Sommaruga, Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, Innendepartements-Chef Alain Berset und Wehrminister Guy Parmelin. Der Neue, Cassis, muss nehmen, was übrigbleibt. Maurer und Schneider-Ammann scheinen unverrückbar. Gewisse Wechselneigungen offenbaren Leuthard, Sommaruga und Berset, alle ins EDA. Allerdings müsste Berset eigentlich konstellationshalber passen, denn so kurz vor der AHV-Abstimmung am Wochenende wäre ein Wechsel, vor allem bei einer nicht unwahrscheinlichen Niederlage, Fahnenflucht.

Was wäre, aus meiner ganz persönlichen Sicht, objektiv das Beste für die Schweiz? Guy Parmelin

sollte den Sprung ins Departement des Äusseren wagen. Es wäre ein Coup, allerdings bedürfte es der Schützenhilfe von Sommaruga, Berset und Leuthard, die auffallend oft in der Weltgeschichte herumreist. Bleiben alle am angestammten Ort, wird die Bahn frei für den gemütlichen SVP-Waadtländer, der allerdings in der matchentscheidenden Frage Europa die altfreisinnige Linie der SVP vertritt: Die Schweiz darf sich nicht von der EU vereinnahmen oder einrahmen lassen, sie muss unabhängig bleiben. Es stimmt, Parmelin ist eigentlich zu kurz im Verteidigungsdepartement (VBS), um bereits wieder abzuräumen – ein Schönheitsfehler, den allerdings auch Vorgänger Burkhalter, der zuvor eine Stippvisite im Innendepartement absolvierte, ohne grösseres Erdbeben überstanden hat.

Gewiss, der SVPLer im kernlinken Departement des Äusseren: Das ist fast so, wie wenn Christoph Blocher das Erweiterungskommissariat der Europäischen Union in Brüssel übernehmen müsste. Es gäbe gewaltige Abstoßungs- und Autoimmunreaktionen gegen den Eindringling. Gerade deshalb aber wäre der Schocktransfer so wichtig. Nichts gegen Cassis, aber beim beweglichen Tessiner weiss man nicht, wie sehr sich seine politische Slalomlinie im Magnetfeld eines Bundesratsessels verändern würde. Bei Parmelin hätte man eine gewisse Gewähr dafür, dass an der Aussenfront nicht mehr so konsequent wie bisher an den nachweislichen Interessen der Schweizerinnen und Schweizer vorbeipolitisiert würde. Nach Untersuchungen der ETH Zürich haben noch nie so viele Bürger einen EU-Beitritt abgelehnt, auch einen schleichenden.

Doch nicht nur in der Kampfzone Brüssel wäre Besserung in Sicht. Auch im Problem-Dossier Entwicklungshilfe könnte es unter Parmelin Entlastung geben. Die Schweiz zahlt an die 12 Milliarden Franken in die Zweite und die Dritte Welt, darunter verdienstvolle 2 Millionen Franken für eine, was immer das ist, «reaktionsfähige Sozialwissenschaft in Albanien». Hier wäre Parmelin geeignet, seine VBS-Erfahrungen einzubringen, nicht nur beim Sparen, sondern auch was Volksabstimmungen angeht. Routinemässig lassen wir heute über Kampfjets abstimmen. Wie wäre es, wenn der neue Aussenminister bald auch einmal die Entwicklungshilfeausgaben, die jedes vernünftige Mass verloren haben, dem Souverän vorlegte?

Parmelin wäre ein wichtiger Aussenminister im wichtigen EU-Departement, während der Neo-Vollschweizer Ignazio Cassis die Armee durch seinen italienisch-schweizerischen Doppelblick mit Sicherheit ebenso bereicherte. Sollte die Rochade nicht gelingen, müsste die SVP, um für die Schweiz zu punkten, einen SPler ins Aussenressort lotsen, um an dessen Stelle entweder Sommarugas Asylminienfeld oder Bersets anspruchsvolle Reformgrossbaustelle aufzuräumen.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

## Dolmetscher aus Leidenschaft

Von *Philipp Gut* — Ignazio Cassis ist kein Mann der lauten Töne. Der SÜdtessiner Bundesrat mit italienischen Wurzeln könnte an der Aussen- und Innenfront aber einiges bewegen. Seine Talente als Brückenbauer und sein liberaler Kompass helfen ihm dabei.



*Bekenntnis zur Unabhängigkeit der Schweiz:* neuer FDP-Bundesrat Cassis.

Er legte einen souveränen Start-Ziel-Sieg hin. Ignazio Cassis ist als Favorit in die Ausmar-  
schung um die Nachfolge von FDP-Bundesrat  
Didier Burkhalter gestiegen, und er trium-  
phiert nach einem ungewöhnlich langen Wahl-  
kampf mit Roadshows und anderem, was der  
Profilierung der Partei dient (Bundesräte wer-  
den immer noch von der Vereinigten Bundes-  
versammlung und nicht vom Volk gewählt).

Dass die Wahl ohne Störmanöver verlaufen  
und der Tessiner Nationalrat und freisinnige  
Fraktionschef den Sieg davontragen würde,  
zeichnete sich schon im ersten Wahlgang ab.  
Cassis setzte sich deutlich vor seinen Konkur-  
renten, den als Aussenseiter gestarteten Gen-  
fer Staatsrat Pierre Maudet. Überraschend  
schnell, bereits im zweiten Umgang, war die  
Sache entschieden: Cassis erhielt 125 von 244  
gültigen Stimmen, Maudet 90.

Eine herbe Enttäuschung war das Wahl-  
resultat für die Waadtländerin Isabelle Moret.  
Sie wurde von ihren Unterstützern bei den  
Grünen und den Sozialdemokraten erstaun-

---

## Dass endlich wieder ein Tessiner in der Landesregierung sitzt, ist eine Chance für die Eidgenossenschaft.

---

lich schnell fallengelassen. Lediglich 28 Parla-  
mentarier gaben ihr am Ende die Stimme, die  
zahlreichen Umarmungen nach der Verkün-  
dung werden für die langjährige National-  
rätin wohl nur ein schwacher Trost gewesen  
sein. Das schlechte Ergebnis von Moret dürfte  
letztlich auch Ausdruck davon sein, dass die  
Freisinnige in den Fraktionsanhörungen  
nicht wirklich überzeugt hatte; ihre Kandida-  
tur war mehr oder weniger offen als die  
schwächste beurteilt worden.

### Italienische Wurzeln

In seiner Erklärung zur Annahme der Wahl  
zeigte sich Cassis dankbar, dass die italienische  
Schweiz nach 18 langen Jahren endlich wieder  
in der Landesregierung vertreten sei. Er wolle  
den Zusammenhalt des Landes weiter stärken,  
sagte er und versprach, als Bundesrat derselbe  
wie vorher zu bleiben. Die Tessiner hätten  
«wieder das Gefühl, Teil dieses Landes zu sein»,  
so der Frischgewählte in ersten Interviews.

Der neue Bundesrat verdankt seine Wahl der  
soliden Unterstützung aus dem bürgerlichen  
Lager. Dies, obwohl sein politisches Profil sich  
nicht gross von jenem der unterlegenen Kon-  
kurrenten unterscheidet. Cassis hat aber offen-  
bar glaubhaft versichert, dass ein Rahmenver-  
trag mit der EU und fremde Richter für ihn  
nicht in Frage kommen. Auf dieses Bekenntnis  
zur Unabhängigkeit der Schweiz wird ihn na-  
mentlich die SVP behaften. Denn bisher war sei-  
ne Haltung von einer gewissen Ambivalenz ge-  
prägt. «Bei den Bilateralen arbeiten wir mit der  
SP zusammen», sagte FDP-Fraktionschef Cas-

sis noch Ende letzten Jahres in einem *Weltwoche*-  
Interview. Er will eine engere institutionelle  
Anbindung an Brüssel, doch das in Streitfällen  
entscheidende Gremium solle paritätisch mit  
Vertretern beider Seiten zusammengesetzt  
sein. Als Liberaler kann es Cassis auch kaum  
willkommen heissen, dass via Brüsseler Bande  
und die sogenannten flankierenden Massnah-  
men der Schweizer Arbeitsmarkt weiter zu-  
betoniert wird.

Dass nach Flavio Cotti (CVP) endlich wieder  
ein Tessiner in der Landesregierung sitzt, ist ei-  
ne Chance für die Südschweiz und die gesamte  
Eidgenossenschaft – aber auch für Cassis selber.  
Im Vorfeld der Wahl wurden kritische Stimmen  
gerade auch aus dem Tessin laut, die dem ehe-  
maligen Arzt und Präsidenten des Kranken-  
kassenverbands Curafutura vorwerfen, Lob-  
byinteressen höher zu gewichten als die  
Anliegen einfacher Tessiner, die mit der Kon-  
kurrenz der über 60 000 Grenzgänger (*fronta-  
lieri*) aus Italien kämpfen. Cassis kann jetzt zei-  
gen, dass ihm die Sorgen seiner Landsleute  
nicht egal sind, und sich deren Anerkennung  
durch eine Politik verdienen, die auf die Tessi-  
ner Sensibilitäten Rücksicht nimmt.

Cassis wohnt mit seiner Frau Paola auf der  
Collina d'Oro, dem Goldhügel über Lugano,  
doch er stammt aus dem ärmlichen Dörfchen  
Sessa bei Ponte Tresa im Malcantone. Der Blick  
von seinem Elternhaus geht nach Italien, die  
Geschichte des Orts ist eng mit dem Nachbar-  
land verbunden: Er war im Mittelalter Sitz  
eines langobardischen Adelsgeschlechts. Cassis  
selber kommt aus einer italienischen Familie,  
seine Grosseltern waren Bauern, die Grossmutter  
führte daneben die Osteria «Unione» an der  
Hauptgasse von Sessa. Sein Vater brachte es in  
der Zeit des Wirtschaftswunders der 1960er Jah-  
re als Versicherungsvertreter zu bescheidenem  
Wohlstand, bald stattete er das halbe Dorf und  
Tal mit Policen aus. Die Mutter kümmerte sich  
um den Haushalt und den von ihr vergötterten  
einzigen Sohn. Ignazio, geboren 1961, hat drei  
Schwestern.

Zu reden gab, dass Cassis' Eltern erst Schwei-  
zer Staatsbürger wurden, nachdem der Sohn im  
Juni 2007 als Ersatzmann in den Nationalrat  
nachgerückt war. Die Eltern seien stolz auf ihn  
gewesen und hätten ihm bei nächster Gelegen-  
heit die Stimme geben wollen, erklärt er. Cassis  
selbst machte es umgekehrt: Kurz vor der Bun-  
desratswahl gab der Doppelbürger seinen ita-  
lienischen Pass ab.

Manche geisseln das als Opportunismus.  
Man kann das so wahrnehmen, doch der Vor-  
wurf zielt an der Sache vorbei: Ein Regierungs-  
mitglied, das auch mit dem Ausland verhan-  
delt, kann nicht unter zwei verschiedenen  
Flaggen segeln. Die Nähe zu Italien und zur ita-  
lienischen Kultur ist ein Kapital, mit dem Cassis  
in Bern wuchern kann. Er weiss, dass es in der  
Diplomatie auch auf Formfragen ankommt.  
Wenn die Bundespräsidentin in Rom auf Eng-

lisch verhandle, komme das gar nicht gut an.  
Italien spüre die «multikulturelle Identität»  
der Schweiz zu wenig, ist Cassis überzeugt.

Der stets zuvorkommend wirkende, mit süd-  
ländischer Eleganz, aber einer gewissen sympa-  
thischen Bescheidenheit auftretende Cassis  
sieht sich als Brückenbauer zwischen den ver-  
schiedenen Landesteilen und unterschiedli-  
chen Bevölkerungs- und Interessengruppen.  
Cassis hat in Zürich und Lausanne Medizin stu-  
diert, mit 35 wurde er Kantonsarzt im Tessin. Er  
interpretierte das Amt im Sinne eines «Dolmet-  
schers» zwischen Medizin und Politik.

### Wechselnde Allianzen

Am Wahltag steht noch nicht fest, welches De-  
partement Cassis übernehmen wird, als Neuer  
muss er hinten anstehen. Vor dem Hintergrund  
seiner bisherigen Laufbahn ist klar: Im Innen-  
departement (EDI) könnte er sich mit Themen  
befassen, für die er sich besonders engagiert. In  
der Debatte um die Altersreform hat Cassis früh  
einen klaren bürgerlichen Kurs gefahren und  
die von Alain Berset (SP) eingebrachte Vorlage,  
über die am kommenden Wochenende abge-  
stimmt wird, argumentativ zerlegt. Hier böte  
sich die Möglichkeit für einen Kurswechsel.

Ähnlich verhält es sich in der Gesundheits-  
politik, Cassis' Steckenpferd und ein Gebiet, auf  
dem Berset auf immer stärkere staatliche Ein-  
griffe drängt. Cassis könnte mit liberalen Ideen  
das verkrustete System aufmischen: Durch die  
massive Regulierung seien die Ärzte, ihrem  
Selbstverständnis nach Unternehmer und Frei-

---

## Die Nähe zu Italien ist ein Kapital, mit dem Cassis in Bern wuchern kann.

---

berufler, praktisch zu Staatsangestellten ge-  
worden. Das Gesundheitswesen sei zu einem  
Selbstbedienungsladen mutiert. Cassis ist sich  
bewusst: Das Volk hat in letzter Zeit alle ge-  
sundheitspolitischen Reformvorlagen abge-  
schmettert. Seine Brückenbauer-Qualitäten  
wären in diesem Dossier also besonders gefragt.  
Falls er nicht das EDI übernimmt, kann er sich  
durch Mitberichte einbringen.

Als Fraktionschef im Parlament setzte Cassis  
auf wechselnde Allianzen, mal arbeitete er mit  
der Linken, mal mit der Rechten zusammen. Im  
Bundesrat bietet sich ihm nach dem Rücktritt  
von Didier Burkhalter die Möglichkeit, verläss-  
liche Mehrheiten für eine bürgerliche Agenda  
zu schaffen. Gemeinsam mit seinem Partei-  
kollegen Johann Schneider-Ammann und den  
beiden SVP-Magistraten Ueli Maurer und Guy  
Parmelin besteht auf dem Papier ein Überhang  
der freiheitlichen Kräfte. Würde dies auch in die  
Praxis umgesetzt, könnte die von manchen  
Beobachtern als eher unbedeutend taxierte  
Wahl zur Burkhalter-Nachfolge mehr bewir-  
ken als gedacht. ○



Bundesratsgattin Paola Cassis.



Friedrun Burkhalter.



Neuer Bundesrat Cassis (v.), SP-Präsident Levrat.

## Bundeshaus

# Bitte lächeln

*Von Hubert Mooser* — Bundesratswahlen sind ein Gesellschafts- und Klatschereignis erster Güte. Die lustigsten Geschichten und besten Anekdoten hinter den Kulissen.

Das Tessin jubelt: Die Bundesversammlung hat achtzehn Jahre nach CVP-Bundesrat Flavio Cotti eben einen neuen Bundesrat gewählt, den Fraktionschef der FDP Schweiz, Ignazio Cassis. Unten in der Arena, also im Ratssaal, erklärt der frühere Tessiner Amtsarzt die Annahme der Wahl und leistet, eingeklemmt zwischen zwei grossgewachsenen Weibern, den Amtseid in italienischer Sprache. Oben auf der Zuschauertribüne kämpft Cassis' Ehefrau Paola mit den Emotionen und Tränen.

Noch eine andere Ehefrau eines Politikers rang auf der Tribüne mit ihren Gefühlen, Friedrun Burkhalter, Gattin von Bundesrat Didier Burkhalter – während Nationalratspräsident Jürg Stahl (SVP) die Meriten des früheren Innen- und späteren Aussenministers hervorstrich. Als der Neuenburger seine Abschiedsrede vortrug, beobachtete Gattin Frie-

drun ihren Didier mit melancholischem Gesichtsausdruck. Erst ganz am Schluss der Abschiedsrede zeigte sie ihr bekanntes herzliches Lachen. Als hätte ihr jemand in einer SMS mitgeteilt: «Bitte lächeln, du kommst live im Fernsehen.»

Der Zürcher SVP-Nationalrat Hans Egloff, Präsident des Hauseigentümerverbandes, brachte die Wahl von Cassis treffend auf den Punkt: «Es gibt also doch ein Buffet mit Rapelli-Salami und Merlot.» Egloff war einer jener Nationalräte, welche die Wahl von Cassis in zwei Gängen vorausgesagt hatten. Die Heimatkantone müssen für ihre Kandidaten jeweils ein Buffet herrichten. Was aus den Waadtländer Saucissons und dem Genfer Chasselas wurde, ist nicht bekannt.

Christian Levrat, SP-Präsident, der Verlierer bei dieser Wahl, gibt sich hinterher zuver-

sichtlich. Er glaube nicht, dass die Landesregierung mit Ignazio Cassis ihren Kurs komplett ändern werde. Der Tessiner sei in seinen Aussagen zur Europapolitik immer sehr vage geblieben. SVP-Präsident Albert Rösti protestiert: Cassis habe in den Hearings klipp und klar gesagt, dass er keine automatische Übernahme von EU-Recht und keine fremden Richter wolle. Beim Rahmenabkommen wolle er den Reset-Knopf drücken. Allerdings braucht er dafür die Mehrheit im Bundesrat.

Roger Nordmann, SP-Fraktionschef, kommentierte das Ergebnis so: Der Vorsprung von Cassis auf die anderen Kandidaten sei einfach zu gross gewesen – obwohl Cassis eigentlich mit nur zwei Stimmen über dem absoluten Mehr gewählt worden sei. Keinen Augenblick an diesem Sieg gezweifelt hatte indessen der Tessiner CVP-Nationalrat Marco Romano. Schon am Vorabend, nach dem Spiel des FC Nationalrat gegen den FC Swisscom (1:1) habe er gespürt: «Cassis packt es.» Die frühere Nationalratspräsidentin Maya Graf (Grüne), ein anderes Teammitglied, erzählt die Geschichte etwas anders: Romano habe sich vor dem Mannschaftsbus aufgepflanzt und gedroht: Er lasse keinen einsteigen, der nicht sofort eine Erklärung für Cassis abgibt.



SVP-Präsident Albert Rösti.



Maya Graf, Nationalrätin der Grünen.



CVP-Nationalrat Fabio Regazzi (M.), Cassis (L.).

# Scheinheilige Debatte

Von Katharina Fontana — In den letzten Wochen gab es viele grosse Worte um die Frauenfrage, vor allem aus dem links-grünen Spektrum. Dort zeigt man sich sonst keineswegs immer frauenfreundlich.



SP-Politiker Nordmann, Leutenegger Oberholzer.

Einer der CVP-Vertreter, die für Isabelle Moret gestimmt haben, ist der Unterwalliser Nationalrat und Präsident von Collombey-Muraz, Yannick Buttet. Die Walliser FDP trete der CVP ständig auf den Füssen herum, «wegen unserer geringen Frauenvertretung im Parlament. Darum habe ich im ersten Wahlgang Isabelle Moret gewählt», sagt Buttet. Viel geholfen hat es Moret nicht. «Augen zu und durch», sagten sich dagegen die Walliser Ständeräte Beat Rieder und Jean-René Fournier und schrieben «Cassis» auf den Wahlzettel.

Nationalratspräsident Stahl vermerkte fast stolz nach dem ersten Wahlgang, dass es keine ungültige Stimme gebe. Das bewog den Präsidenten der Neuen Europäischen Bewegung (Nebs), Martin Naef, zur ironischen Bemerkung, das sei doch ein Zeichen von Güte und Qualität des Parlaments.

Seien wir ehrlich: Eigentlich hiess die Frage nicht, ob Cassis, Maudet oder Moret gewählt würde, sondern in welchem Wahlgang Cassis seine Wahl schafft. Der Einzige, der am Vorabend noch an die Wahl von Pierre Maudet glauben wollte, war der Genfer CVP-Staatsrat Luc Barthassat – der beste Feind von Maudet im Genfer Parlament. Nachdem er sich mit dem Bundesratskandidaten in der letzten Genfer Staatsratssitzung heftig gezankt hatte, reiste Barthassat am Dienstag zur Unterstützung von Maudet aus Genf an. Er weibe aber keinesfalls für Maudet, um ihn in Genf loszuwerden, gab er unmissverständlich zu verstehen. Aber mit Maudet in die Ferien verreisen würde Barthassat trotzdem nicht.

Im ersten Wahlgang gingen sechzehn Stimmen an verschiedene Kandidaten. Eine dieser wilden Stimmen soll der Tessiner Fabio Regazzi (CVP) erhalten haben. Regazzi gibt sich überrascht, wenn man ihn darauf anspricht. Er versichere hoch und heilig, dass er sich nicht selber die Stimme gegeben habe. Sicher ist: Politiker und andere Kantonsvertreter aus dem Tessin waren in den letzten Tagen ganz aus dem Häuschen, wie Buben wenige Tage vor Weihnachten.

Mit der Wahl von Ignazio Cassis zum Bundesrat wird die Landesregierung weiterhin aus fünf Männern und zwei Frauen bestehen. Die Waadtländer Kandidatin Isabelle Moret hatte gegenüber dem Tessiner keine Chance. Ist das nun ein Affront für die Frauen, wie im Vorfeld der Wahl verschiedentlich kritisiert wurde? Gar eine Verletzung der Verfassung?

Keineswegs. Wie immer vor Bundesratswahlen wurde auch dieses Mal viel Unsinniges erzählt. Nicht in erster Linie von der Kandidatin selber: Dass Isabelle Moret verkündete, sie wolle nicht wegen ihres Geschlechts gewählt werden, gleichzeitig aber ihre Lebenserfahrung als Frau und alleinstehende Mutter als Trumpf einsetzte, gehört zum politischen Spiel und zur Selbstvermarktung. Daran ist nichts auszusetzen. Geheuchelt wurde vielmehr von Politikern vorab aus dem links-grünen Spektrum, die sich in fast schon peinlicher Weise als Frauenförderer aufspielten, die Leistung von gemischten Teams hervorhoben und sich hingerissen zeigten von den angeblich so herausragenden Bundesratsbeschlüssen, als in der Landesregierung 2010 und 2011 vier Frauen sassen – mit Micheline Calmy-Rey, Doris Leuthard, Simonetta Sommaruga und Eveline Widmer-Schlumpf.

## Linke als Ladykiller

Dieselben Kreise sind freilich nicht immer so frauenfreundlich. Das zeigt ein kurzer Blick zurück, beispielsweise auf die Erneuerungswahlen des Bundesrates 2003, als die erstarkte SVP auf ihrem Anspruch auf einen zweiten Bundesratsitz bestand und sich die Frage stellte, welcher der beiden CVP-Bundesräte über die Klinge springen müsse. Die CVP stellte sich hinter Joseph Deiss und liess die junge Ruth Metzler, ihren einstigen Star, fallen. Ebenso die Sozialdemokraten, die Deiss als den «verlässlicheren Wert» – man könnte auch sagen: als den weiter links stehenden Politiker – bezeichneten. CVP und SP waren also die Ladykiller, während die Freisinnigen und die SVP mehrheitlich die Frau unterstützten. Auch 2010, als es um die Neubesetzung eines freisinnigen Sitzes ging, war links der Mitte von Frauenfreundlichkeit nichts zu spüren. Die prononciert bürgerlich politisierende Karin Keller-Sutter, die für die FDP ein

Zugpferd hätte sein können, erhielt keine Unterstützung. Gewählt wurde mit Johann Schneider-Ammann der Mann.

Die Beispiele machen deutlich, dass Politiker häufig nur dann ultimativ die Frauenfrage stellen und Politikerinnen meist nur dann nach Frauensolidarität rufen, wenn es dem eigenen Kalkül entspricht. Auch dieses Mal dürfte es den meisten links-grünen Frauenverstehern nicht wirklich um die Geschlechtervertretung in der Landesregierung gegang-



Teil des politischen Spiels: Kandidatin Moret.

gen sein, sondern darum, Ignazio Cassis zu verhindern – weil er als der Bürgerlichste unter den drei freisinnigen Bewerbern gilt, als derjenige, der am ehesten einen Richtungswechsel im Bundesrat bewirken könnte, als Hoffnungsträger der Rechten.

Die Ausgangslage, endlich wieder einen Vertreter der italienischen Schweiz in die Landesregierung zu wählen, war bei dieser Ersatzwahl ausserordentlich gut – so gut, wie sie sich wahrscheinlich auf Jahre hinaus nicht mehr präsentiert hätte. Die Vertretung der Frauen kann dagegen schon bei den nächsten, bereits absehbaren Bundesratsrücktritten ausgebaut werden. Und es ist gut vorstellbar, dass in der kommenden Legislatur wieder drei Bundesrätinnen mitregieren werden – nebst dem Tessiner.

# Mein Weg in den Bundesrat

*Von Ignazio Cassis* — In den drei Monaten meiner Kandidatur lotete ich meine physischen und psychischen Grenzen aus. Ich fühlte mich wie in der Überlebenswoche der Offiziersschule.

Alles begann mit einem Raclette im Wallis. Es war der 13. Juni 2017. Wie jeden Dienstag-nachmittag während der Session hätten wir in Bern eine reguläre Fraktionssitzung haben sollen. Doch der *groupe latin*, die Gruppe der lateinischen Ratsmitglieder, bat mich als Fraktionspräsidenten, die Sitzung mal fallenzulassen. Es waren ohnehin keine grosse Themen da – keine Masseneinwanderung, keine Altersvorsorge, keine Energiestrategie. So liess ich die Fraktionssitzung ausfallen. Die Deutschschweizer FDP-ler waren froh, einen freien Nachmittag zu haben. Und uns Romands und Tessiner zog es zu unserem Freund und Kollegen, alt Nationalratspräsident Jean-René Germanier, dem mehrmals preisgekrönten Walliser Winzer aus Vétroz neben Sitten.

Mitten im Rebberg genossen wir einen Apéro. Von dort spazierten wir hinunter zum Dorf und dann in die Kellerei, wo weitere Walliser FDP-Freunde auf uns warteten. Es gab ein feines Sommer-Raclette, und, hopp, ging es mit dem Zug nach Bern zurück. Gegen Mitternacht kamen wir an.

## Ich hatte noch kein Wort gesagt

Am nächsten Tag liefen die üblichen Parlamentsgeschäfte. Kurz vor dreizehn Uhr tauchte FDP-Generalsekretär Samuel Lanz in der Wandelhalle auf und liess Parteipräsidentin Petra Gössi und mich zu sich rufen. Wir sollten vor der Mittagspause rasch bei unserem Bundesrat Didier Burkhalter vorbeigehen. Wenige Minuten später waren wir in seinem Büro. Er informierte uns über seinen Rücktritt aus dem Bundesrat. Die Überraschung war total. Um fünfzehn Uhr informierte Nationalratspräsident Jürg Stahl das Parlament und somit das Land: Didier Burkhalter tritt zurück per Ende Oktober 2017. Nachfolgewahlen sind in der Herbstsession!

Noch waren wir alle mit dem Krisenmanagement beschäftigt, und schon begann mein Name als Bundesratskandidat in den Medien zu zirkulieren. Gegen siebzehn Uhr war bereits überall davon zu lesen. Ich hatte selber noch gar kein Wort dazu gesagt. Der Druck der Medien stieg weiter an, so dass ich am nächsten Tag in der Wandelhalle erklären musste, es mir bis Ende Juli zu überlegen. Seither war mein Name täglich in den Medien unseres Landes zu lesen. Ich behauptete,



*Bewegte Zeit:* FDP-Bundesrat Cassis.

der Cassis-de-Lugano ist in der Schweiz inzwischen bekannter als der Cassis-de-Dijon!

Die darauffolgenden Tage dienten mir und meiner Frau, meiner Familie und meinen Freunden der Abklärung und der Überlegung. Die FDP Tessin gab mir Zeit bis zum 10. Juli – nicht bis Ende Juli, wie von mir gewünscht. Anfang Juli traf ich den Entscheid. Der Parteivorstand definierte die Strategie und stellte sie an der Pressekonferenz vom 11. Juli in Camorino vor.

Damit begann die Phase eins: die Ausmarchung der Kandidaten in den Kantonen. Sie dauerte bis zur FDP-Delegiertenversammlung vom 1. August. Es war eine bewegte Zeit: Die Vielfalt der Meinungen animierte vor allem die Tessiner Medien. Regierungsrat Christian Vitta und alt Regierungsrätin Laura Sadis standen zur Verfügung. Es sah so aus, als sei der Anspruch der italienischen Schweiz, im Bundesrat wieder vertreten zu sein, ziemlich unbestritten. Somit stieg der Druck, mehrere Kandidaten aus dem gleichen Kanton zur Verfügung zu stellen. Die Parteileitung klärte die Lage mit den welschen FDP-Sektionen ab, doch diese wollten nicht auf eigene Kandidaturen verzichten. So beschloss der Vorstand der Tessiner FDP, nur mit einer Person zu kandidieren, und zwar mit derjenigen mit den grössten Wahlchancen. Die Delegierten der Tessiner

FDP bestätigten diese Stossrichtung, und das Tessin begann wirklich zu hoffen.

Es kam die Phase zwei mit der Nominierung durch die FDP-Fraktion der Bundesversammlung. Diejenigen Medien, die im Juli bereits ein Interview mit mir hatten, wollten ein Porträt machen, und umgekehrt. Jedes Mal mit neuen, «frischen» Bildern. Niemals im Leben bin ich so viel fotografiert worden. Endlich kamen Anfang August zwei weitere Mitbewerber: der Genfer Staatsrat Pierre Maudet und meine Kollegin, Nationalrätin Isabelle Moret aus dem Waadtland. Ich dachte mir, dass das Interesse der Medien an meiner Person nun etwas nachlassen würde. Das Gegenteil war der Fall. Bei den von der FDP inszenierten Roadshows erlebte ich spannende Momente, die ich genossen habe. Dieser enge Kontakt mit der Bevölkerung war faszinierend. Diese Phase endete am 1. September mit dem Hearing vor der FDP-Fraktion, die mich offiziell nominierte.

## «Hauptsache, du lebst noch»

Die dritte Phase meines Wegs in den Bundesrat dauerte vom 2. bis zum 20. September. Ich widmete diese zwanzig Tage ganz dem Parlament und der Wahl und lernte, Journalisten auch nein zu sagen. Die Vorbereitung der Hearings vor den anderen Parteien rückte ins Zentrum. Die Spannung stieg, und endlich kam der 20. September, der Tag der Wahl. Meine Frau Paola sah meine Entwicklung während dieser drei vergangenen Monate. Für sie gab es nur ein Anliegen: «Hauptsache, du lebst noch am 20. September!» Das habe ich geschafft.

Es war ein Privileg, kandidieren zu dürfen. Und zugleich ein grosser Stresstest. Ich lernte mich selber besser kennen, lotete meine physischen und psychischen Grenzen aus. Manchmal ist es mir vorgekommen, als sei ich immer noch in der Überlebenswoche der Offiziersschule. Wie damals entdeckte ich auch jetzt Ressourcen in mir, die man sonst nicht braucht.

Der Bundesrat ist eine wichtige Institution, in die das Volk grosses Vertrauen hat. Es ist richtig, dass Bundesratskandidaten unter die Lupe genommen werden, wobei die Grenze des Privatlebens ständig enger gezogen wird. Man fühlt sich immer wieder nackt und nicht selten allein. Auf meinen Schultern habe ich die Erwartungen eines ganzen Sprachgebiets gespürt. Niemand hätte mir diese Last wegnehmen können. Als Arzt kannte ich den Spruch «Mens sana in corpore sano» («Ein gesunder Geist sei in einem gesunden Körper»). So entschied ich mich für eine leichte Ernährung, wenig Alkohol und viel Jogging. Und schlief in der Nacht immer gut. Und kam durch.



# Aeroflot Business Class

Bietet den höchsten Grad an Komfort und individuellem Service auf allen Etappen Ihrer Reise

GENIEßEN SIE NUR DAS BESTE VON OSTEUROPAS FÜHRENDE R AIRLINE\*



Freigepäcklimit -  
2 Gepäckstücke à 32 kg \*\*



96.5 – 190.5 cm  
Sitzabstand\*\*\*



Modernes  
Unterhaltungssystem  
an Bord\*\*\*



Erlesene Speisen, serviert  
auf edlem Porzellangeschirr

Airport Ticket Office, Terminal 2,  
Zürich-Airport.

+41 43 816 40 48

[zrhapsu@aeroflot.ru](mailto:zrhapsu@aeroflot.ru)

[www.aeroflot.com](http://www.aeroflot.com)



BEST  
BUSINESS  
CLASS 2017



THE WORLD'S  
4-STAR AIRLINE



THE WORLD'S MOST  
POWERFUL AIRLINE BRAND

According to 2017 Brand Finance rating

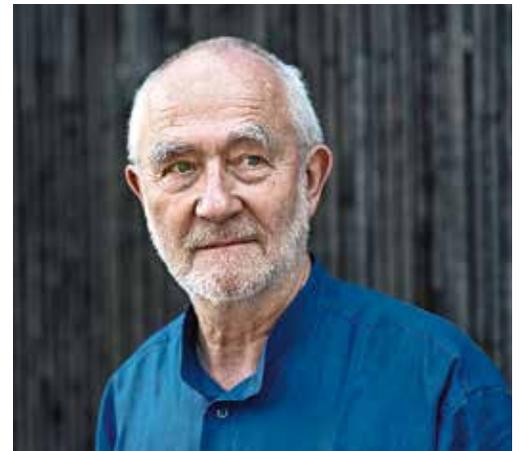
\* Laut 2016 SkyTrax Award; \*\* Freigepäckmenge je nach Flugstrecke; \*\*\* Je nach Flugzeugtyp; \*\*\*\* Verfügbarkeit der Unterhaltung an Bord je nach Flugstrecke und Flugzeugtyp. Erkundigen Sie sich bei Ihrem Flugbegleiter/Ihrer Flugbegleiterin über die Verfügbarkeit.



Trumps Frauenpower: Hope Hicks. Seite 44



Burkaverbot vs. freie Kleiderwahl: Seite 30



«Eine schreckliche Umgebung kann Heimat sein, wenn man sich dort verankert fühlt.»

Peter Zumthor: Seite 62

## Titelgeschichte

- 6 **Spezial: Bundesratswahlen**  
Gewinner, Verlierer und Analysen

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial  
15 **Kommentar** Das Flüchtlingsthema im deutschen Wahlkampf  
20 **Mörgeli**  
Wahlkampf als Wahlkrampf  
20 **Bodenmann**  
Köln: DeepL schlägt Google  
21 **Medien**  
Zur rechten Zeit am rechten Ort  
21 **Die Deutschen**  
Offen für alle  
51 **Ausland** Boris Johnson sucht die maximale Distanz zur EU

## Inland

- 22 **Gammeljustiz** Alex Baur über die Krise der Schweizer Rechtsprechung  
24 **Recht** Prozessieren kann ruinös sein  
26 **Schweiz in der Subventionsfalle**  
Bundesrat Maurers Streichliste  
27 **Paul Meyrat alias «Poul Prügu»**  
SRF-Jurist rappt gegen Rickli  
28 **Lukas Golder** Der Berner Politologe löst Claude Longchamp ab  
30 **Burkaverbot** Es gibt geeignetere Mittel als staatliche Kleidervorschriften  
32 **«No Billag»-Initiative**  
Surreale Heiligsprechung der SRG  
33 **Fernsehen** Webvideo-Flut vom Staatssender  
34 **Basel brennt** Linker Terror in der drittgrössten Schweizer Stadt

- 36 **Lenken von oben** Der Bund nimmt sich das Raumplanungsgesetz vor  
38 **Arzttarife** Staatliche Eingriffe zum Nachteil der Patienten  
39 **Krieg der Öko-Bananen**  
Das WWF-Label der Migros

## Ausland

- 40 **Emmanuel Todd** Der französische Bestsellerautor rechnet mit Europa und mit Deutschland ab  
44 **Wonder Women im Boys Club**  
Die starken Frauen um US-Präsident Donald Trump  
45 **Trumps Woche** Weg in die Hölle  
47 **Die brutalsten Nobelpreisträger**  
Rangliste der Fehlbesetzungen  
48 **Verhöhnt, verprügelt, vertrieben**  
Wahlkämpfer der Alternative für Deutschland (AfD) leben gefährlich  
50 **Abgesang auf Europa** Jean-Claude Juncker und die Schwerkraft

## Interview

- 62 **Peter Zumthor** Der grosse Schweizer Architekt fordert eine zukunftsweisende Landesplanung

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 64 **Transhumanismus**  
Suche nach dem ewigen Leben

## Kultur & Gesellschaft

- 16 **Kopf der Woche**  
Pennywise, der Horrorclown

- 52 **Ernesto «Che» Guevara** Mit seinem Tod vor fünfzig Jahren wurde der Guerillakämpfer zur Ikone der Linken  
56 **Ikone der Woche**  
Nicole Kidman  
58 **Elizabeth Bauer-Nock**  
Erinnerung an die grosse Schweizer Artistin in Amerika  
69 **Hollywood** Filmklassiker werden aus den Kinos verbannt

## Rubriken

- 15 **Im Auge**  
Wernher von Braun  
18 **Personenkontrolle**  
19 **Nachruf**  
Albert Speer jr., Architekt  
58 **Die Bibel** Hoffnung  
61 **Jazz**  
John Beasley  
67 **Knorr «Mother!»**  
67 **Knorrs Liste**  
70 **Thiel**  
Eidg. dipl. Mutter  
70 **Namen**  
Vertiefte Beziehungen  
70 **Fast verliebt** Abgewürgt  
71 **Unten durch** Joan Baez  
72 **Wein**  
Überflieger und Tiefstapler  
73 **Velo**  
BMC Alpenchallenge AC01 Alfine 11  
74 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Flusskreuzfahrten auf dem Rhein

## mit komfortabler MS Thurgau Silence ❄️❄️❄️

**Es het solangs het Rabatt\* bis Fr. 600.-**  
 \*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



### 1 Basel–Amsterdam–Basel

#### 9 Tage ab Fr. 890.-

(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, 21.12., OD Standard, VP)

**1. Tag Basel** Anreise. Einschiffung, «Leinen los!». **2. Tag Kehl** Stadtrundfahrt/-gang\* Strasbourg. Am Mittag Weiterfahrt. **3. Tag Bonn** Passage Loreley-Strecke. Besuch des Beethovenhauses\* **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug\* Windmühlen Kinderdijk. Stadtrundfahrt\* Rotterdam. Weiterfahrt. **5. Tag Amsterdam** Ausflug\* Keukenhof. (Abreisedaten 25.03. bis 04.05.18). Bei Abreisedaten ohne Keukenhof Panoramarundfahrt.\* Grachtenfahrt.\* **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Fahrt nach Duisburg. Ausflug\* Zollverein. Transfer+ nach Düsseldorf für Gäste, die hier freie Zeit verbringen möchten. **7. Tag Rüdesheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Fahrt mit Winzerexpress.\* **8. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug\* nach Baden-Baden. Rückkehr zum Schiff nach Kehl. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

**Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt**

24.10.\* 500 21.12.\* 600

Reisedaten 2017, leicht geändertes Programm und Preise

Abreisedatum 24.10. mit Newcastle Jazzband

+ nur noch wenige Kabinen verfügbar

**Abreisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt**

17.03. 600 02.04.\* 400 18.04.\* 200 04.05.\* 200

25.03.\* 500 10.04.\* 300 26.04.\* 200 21.12.\* 600

\* Mit Keukenhof | ° Kein Zuschlag Alleinbenutzung

Blumenpark Keukenhof, Lisse



### 2 NEU Basel–Frankfurt–Basel

#### 5 Tage ab Fr. 390.-

(Rabatt Fr. 100.- abgezogen, 01.12., HD Standard, VP)

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise, Einschiffung und «Leinen los!». **2. Tag Speyer** Genussvolle Rheinfahrt nach Speyer. Ausflug\* nach Heidelberg. Die Altstadt wird von der Schlossruine überragt. Dieses Ensemble strahlt besonders in der Adventszeit eine beeindruckende Atmosphäre aus. Alternativ empfiehlt sich den an Bord gebliebenen Gästen ein Besuch des Weihnachtsmarkts in Speyer. **3. Tag Frankfurt** Fahrt auf Rhein und Main nach Frankfurt. Die Mainmetropole lernen Sie am Nachmittag während eines Rundgangs\* kennen. Bis zur Abfahrt des Schiffes lohnt sich ein Besuch des Weihnachtsmarkts in der Innenstadt. **4. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Ausflug\* nach Baden-Baden. Erleben Sie das Ambiente der Bäder- und Kunststadt während eines Rundgangs. Bummeln Sie über einen der schönsten Christkindelsmärkte der Region zwischen Kurhaus und den exklusiven Kolonnaden-Geschäften. Eingerahmt von den Bergen des Schwarzwaldes erleben Sie ein ganz besonders Wintermärchen. Rückfahrt zum Schiff nach Kehl. **5. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und ind. Heimreise.

**Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt**

01.12. 100 09.12. 100 17.12.\* 200

05.12.\* 200 13.12. 100

Abreisedatum 17.12. mit New Harlem Ramblers

+ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Weihnachtsmarkt, Frankfurt



- «Romantischer Rhein» mit Loreley
- Domstadt Speyer
- Flüsterschiff dank Twin-Cruiser

**MS Thurgau Silence\*\*\*\***

Schiff mit Platz für 194 Gäste. Kabinen (ca. 13 m²) mit Dusche/WC, Föhn, TV/Radio, Telefon, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. In den Standard Kabinen kann tagsüber ein Bett zur Wand geklappt werden, das andere wird zum Sofa. Die Superior Kabinen verfügen über ein Doppelbett mit zwei Matratzen. Die Kabinen auf MD und OD haben französische Balkone, auf dem Hauptdeck nicht zu öffnende Bullaugen. Panorama-Restaurant und -Salon, Bar, Wiener Café, Souvenir-Shop, Saunabereich, Sonnendeck mit Windschutz und Sonnensegel, Liegestühle, Stühle und Tische. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

**Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)**

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck Standard	1190	490
2-Bettkabine MD Standard, franz. Balkon	1390	590
2-Bettkabine OD Standard, franz. Balkon	1490	640
2-Bettkabine MD Superior, franz. Balkon	1590	690
2-Bettkabine OD Superior, franz. Balkon	1790	740
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	190	190
Zuschlag Alleinbenutzung Superior	590	240
Ausflugspaket (8/3 Ausflüge)	270	95
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54	39

Kreuzfahrt inkl. Vollpension. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

2-Bettkabine MD/OD Superior (ca. 13m²) mit franz. Balkon



\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
 Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.art-one.ch](http://www.art-one.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brütisellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8953 **Dietikon**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



2 ½ Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8127 **Maur**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
in 8103 **Unterengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef 👍 [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)

**Lerch&Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.ch**

**MINERGIE®**  
Member

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**You Tube**

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

# Lieb sein

Von Wolfgang Koydl — Warum das Flüchtlingsthema im deutschen Wahlkampf so lange verschwiegen wurde und Kanzlerin Merkel doch noch eine Überraschung erleben kann.



Erst kommt die eigene Haut: Angela Merkel.

Wie jede gute Mutter erweckt auch Angela Merkel stets den Anschein, dass sie nichts überraschen kann: Ihr ist nichts Menschliches fremd, und deshalb hat sie alles im Griff. Keine Bange, Mutti wird's schon richten.

Doch unlängst bei einer TV-Diskussion mit Bürgern war sie dann doch baff. Oder zumindest tat sie so. Warum man die täglichen Probleme mit der schier unmöglichen Integration ausländischer Migrantenkinder nur im Lehrerzimmer besprechen könne aber nicht öffentlich, wollte eine sichtlich genervte Schuldirektorin wissen.

Da wurde die Kanzlerin aber kiebig. So etwas habe sie ja noch nie gehört, empörte sie sich. Deutschland sei ein freies Land, ein Land ohne Denkverbote, in dem jedermann jederzeit und überall über alles reden dürfe. Tabuthemen gebe es nicht in diesem Land, schon ganz einfach deshalb, weil es sie nicht geben dürfe.

## Die Tiefen der deutschen Seele

Es gibt sie aber doch. Die Flüchtlingskrise und ihre Folgen bewegen die Deutschen mehr als Wohnungsnot, Minijobs, Altersarmut, Terrorismus und innere Sicherheit. Nicht zuletzt, weil all diese Sorgen irgendwie mit der unkontrollierten Migration zusammenhängen. Letztlich geht es wie immer in der Politik um

Geld, und viele Deutsche haben das begründete Gefühl, dass für nigerianische Wirtschaftsmigranten mehr Geld da ist als für niedersächsische Rentner. Offizielle Zahlen belegen: Ein Zuwanderer kostet den Steuerzahler im Schnitt 2500 Euro im Monat, für einen Hartz-IV-Empfänger hat der Staat nur 600 Euro übrig, Wohngeld eingeschlossen.

Dennoch war die Migration im Wahlkampf lange Zeit kein Thema – obwohl sie die deutsche Gesellschaft so gespalten hat wie nie zuvor. Stattdessen bemäntelten Politik und Medien das Problem und verkündeten, wenn überhaupt, Positives: Die Zahl der Zuwanderer sei zurückgegangen, posaunten «Tageschau» und «Heute» hinaus. Die Deutschen hätten ein entspanntes, ja geradezu freundschaftliches Verhältnis zum Islam, attestierte eine Gefälligkeitsstudie der Bertelsmann-Stiftung den Landsleuten.

Selbst im privaten Umfeld galt ein Schweigegebot – eben jener Punkt, auf den die Lehrerin die Kanzlerin hinwies. Wer seinen Gesprächspartner nicht ganz genau kannte und auf seiner Seite wusste, schnitt das heikle Thema lieber gar nicht erst an. Denn wenn ein Bürger doch einmal das Maul aufriß – bei einer Kundgebung der Kanzlerin, in einer Fernsehrunde oder nur im Kollegenkreis –, wurde er flugs zum Rassisten und Fremdenfeind erklärt.

Erst im Wahlkampfendspurt stieg der Druck so sehr, dass der Kessel platzte und die Wut herausquoll. Plötzlich veröffentlichte die bayerische Staatsregierung eine Statistik, die belegte, dass die Zahl der Vergewaltigungen durch Asylbewerber, Geduldete und Bürgerkriegsflüchtlinge binnen eines Jahres um 91 Prozent angestiegen sei. Wer aufmerksam die deutsche Lokalpresse las, musste diesen Eindruck schon lange gewinnen, doch nun wurde es amtlich.

Wer das lange Schweigen erklären will, muss in die Tiefen der deutschen Seele hinabsteigen. Dort lagert ein Sediment aus schlechtem Gewissen, der Sucht, geliebt zu werden, und dem Drang, die Welt an seinen eigenen, hohen moralischen Werten teilhaben zu lassen. Die Willkommenskultur war der perfekte Ausdruck dieser Sehnsucht, das wollte man sich nicht kaputt machen lassen.

Doch am Ende hat Bert Brecht doch recht behalten: Erst kommt die eigene Haut, dann die Moral. Und Merkel wird am Sonntag womöglich noch eine echte Überraschung erleben. Die prognostizierten satten 38 Prozent für ihre CDU sind nämlich gar nicht so sicher.

# Pferde erschrecken



Wernher von Braun, der Raketemann.

So wie Kim Jong Un früher auf dem Pausenplatz des Steinhölzli-Schulhauses in Bern-Liebefeld sich damit vergnügte, den Ball im Korb zu versenken, scheint er jetzt das Spiel mit seinen Missiles zu spielen. Das weckt die Erinnerung an den «Vater» der Rakete, auch er ein Mann des Zwielfichts, der Hitler, Kennedy und Nixon diente und sich als unpolitischer Visionär darstellte. Wernher Magnus Maximilian Freiherr von Braun (1912–1977) schickte 1969 die Saturn-V-Trägerrakete mit dem Raumschiff Apollo 11 zum Mond, und er träumte von der nächsten Eroberung im All, der bemannten Mars-Mission. Zwar hatten die Chinesen nicht nur die Nudeln erfunden, sondern auch schon die Rakete – ihre von Schwarzpulver angetriebenen Feuerwerkskörper sollten die Pferde der feindlichen Mongolen erschrecken. Von Brauns eigener Vater war in den letzten Tagen der Weimarer Republik Reichsernährungsminister gewesen, den Sohn Wernher schickte er zum Studium auch an die ETH in Zürich. 1936 begann der junge Ingenieur seine Forschungstätigkeit in der Raketenschmiede Peenemünde auf der Insel Usedom, wo die Wunderwaffe V2 entwickelt wurde, die England bedrohte. Schon allein bei den Tests kamen bis zu 20 000 Zwangsarbeiter ums Leben, aber von Braun wurde nie vor ein Gericht gestellt.

Er verschwieg zeitlebens auch seine Zugehörigkeit zur Nazipartei und zur SS. Angeblich versuchte er sich 1944 nach England abzusetzen und fiel bei Hitler in Ungnade. Nach Kriegsende verpflanzten ihn die Amerikaner nach Fort Bliss in Texas, wo er seine Arbeit unter neuer Flagge einfach fortsetzte. Er kehrte 1947 kurz ins besetzte Deutschland zurück, um seine Cousine Maria von Quistorp zu heiraten. Im Kalten Krieg stieg der Edelmann aus Germany zum Titelbildstar auf. Doch als die Nasa wegen Vietnam sparen musste, wechselte von Braun abermals die Front und ging in die Privatindustrie. Der moderne Ikarus, immun gegen Verbrennung und Höhentaukel, hinterliess ein fantastisches Spielzeug, das Zukunft oder Verderben transportiert. Peter Hartmann

# Fieser geht nicht

Von Wolfram Knorr — Clowns werden angeblich von Kindern geliebt. Von wegen. Pennywise, aus der Feder von Horrormeister Stephen King, ist ihr schlimmster Albtraum. Nächste Woche kommt die Neuverfilmung von «It» in die Schweizer Kinos.



Völkerverständigung mit roter Nase: Bill Skarsgård als Pennywise im Film «It» (2017).

Nein, allerliebste: Da watschelt er in die Arena, dieser Tollpatsch in Ringelsocken, zu kurzen und zu weiten Hosen, mit greller Fliege am Hals, Pappmanschetten an den nackten Armen, strohgelber Perücke unter der zu kleinen Melone, grellroter Pappnase im Gesicht, führt eine Geige zur Schulter und beginnt zu fiedeln, ziemlich schräg. Dann aber entlockt er dem Instrument eine sehr zarte, herzerweichende Melodie, und der Zuschauer schmunzelt beseelt. Man kennt solche und ähnliche Zirkusszenen: Der Clown signalisiert schon mit seinem Outfit, zwar ein kurioser, aber sehr, sehr feinsinniger Aussenseiter zu sein. Und seine komischen Faxen machen deutlich, dass

hier jemand etwas extrem Kostbares mitzuteilen sich anschickt, dies aber ganz behutsam, soll heissen: poetisch, tut.

## Mutprobe in der Kanalisation

Diese Art von Clowns, die sich in die Pantomime hochgeedelt haben, waren und sind mir seit je ein Gräuel: der Clown als Bote, der der armen Menschen Weh und Ach mit Humor zu mildern versucht, nach dem Motto «Völkerverständigung mit roter Nase». Im Übrigen ist es eine Mär, Kinder würden die Hanswürste lustig finden. Die Mehrheit fürchtet sich vor ihnen – kein Wunder, wenn sie mit ihrem grellen Grinsen schleimerisch Lacher zu

erzeugen versuchen. Grauensvoll! Darin lauert schon das Grauen.

Keiner hat das besser durchschaut als Stephen King. Der «König des Highschool-Horrors» (*Newsweek*) erfand Mitte der achtziger Jahre mit Pennywise den Horror-Clown schlechthin. In Kings voluminösem «It» («Es») – der Stapel der Manuskriptseiten war dreissig Zentimeter hoch – geht er seinem destruktiven Treiben in erlesener, barocker Pracht nach: abgestufter, flauschiger Rüschenkragen, schillerndes Hemd mit Bommeln, Zuckerwatte-Haarkorona, weissgeschminktes Gesicht mit der dämlichen roten Pappnase et cetera. Ein prachtvoller gefallener Engel aus der Zunft der

edlen «Aufheiterer». Jetzt schockt er lieber. Er ist nicht der Erste; Vorläufer des *bad clown* – wenn auch noch nicht abgrundtief böse – gab's schon bei Shakespeare (etwa Trinculo aus «Der Sturm»), in der Commedia dell'Arte und den Hanswurstiaden, in denen es recht derb zuing: «Comädianten stolz, der Pickelhäring prangte/Dort aber in der Luft, Hanss Latz am Seile hangte.» («Pickelhäring»: Gaukler).

Stephen King, der die Big-Mac-Generation durch und durch kennt, schob den Clown mit seinem angeblich kindlichen Gemüt vom Sockel seiner Lustigmacherei und fand darunter ein tiefes Loch, das hinabführte in die dunklen Nischen der jugendlichen Seele. Und dort hockte, bös närrisch, der Clown. Inspiriert habe ihn Ronald McDonald, die Galionsfigur des Fastfood-Riesen, der fröhlich zum Essen animiert. Eine Pop-Version des alten «Wursthänsel»: «Wenn er da fängt zu löffeln an,/ Und dünkt sich sein ein fein Person.»

«It» («Es») wurde von der anspruchsvollen Kritik natürlich entweder sauertöpfisch bemockert oder ignoriert, dabei handelt es sich um eine gelungene Reise in Kinderseelen. In der fiktiven Kleinstadt Derry, Maine, finden sich Ende der fünfziger Jahre sieben Jungens um die zehn Jahre, die alle keine tollen Hechte sind und deshalb verprügelt oder verspottet wer-

### Genau diesen Moment fängt King ein, die Situation, die der Erwachsene einfach nicht kapiert.

den. «Der Klub der Verlierer» leidet aber auch unter den Erwachsenen. Es ist nicht leicht, ein Kind zu sein. Als einige von ihnen – auch der Bruder eines Klubmitglieds – spurlos verschwinden, machen sich die «Verlierer» auf, dem Unheil nachzugehen, und finden in der Kanalisation das Monster in Gestalt des Clowns. Die Clown-Identität ist für das Böse ideal, weil sich über die Erwachsenen die Kinder locken lassen. Wenn er auf der Partitur des Grimassierens spielt, um sie mit vertrauensseliger Clownerie zu ködern, ist er besonders hinterhältig.

Die Erwachsenen spielen die Ängste der Kinder vor dem Schreckensclown zur Gemüts-groteske herunter und ignorieren die Warnungen. Auf sich allein gestellt, wagen sie eine neue Mutprobe und können in der Kanalisation tatsächlich Pennywise stellen und verletzen. Triumphierend glauben sie, ihn getötet oder zumindest für immer vertrieben zu haben. Doch dem ist nicht so. Jahre später, als das Morden erneut beginnt, kehrt der «Klub der Verlierer» (jetzt sind sie keine mehr) in deren Heimatstadt zurück, nimmt den Kampf gegen das Monster erneut auf und gewinnt diesmal. King ist bei allem unbekümmerten Erzählen (früher sass er mit Kopfhörer an der Maschine und hörte während des Schreibens Rockmusik) ein Meister plastisch wiedergegebener Details, im-

mer nach dem Motto «Show, don't tell». Dass seine meist halbwüchsigen Helden von Ausgeburten der Hölle drangsaliert werden, hat ihn aus dem literarischen Untergeschoss nie in höhere Etagen befördert. Solange er (wie für «It») zwölf Millionen Dollar Vorschuss bezieht und Hollywood ihm sofort die Bude einrennt, ist ihm das nicht so wichtig. Dafür sind seine Kreationen, wie Pennywise, von erlesener Qualität.

### Wehmütige Reise in die Kindheit

Als 1990 der Wälzer als TV-Mini-Serie verfilmt wurde, waren die Fans ziemlich skeptisch wegen der recht komplizierten Struktur. «It» lebt von Rückblenden und muss mit einem sehr wandlungsfähigen Pennywise umgehen können. Doch die Umsetzung wurde zu einem kleinen Meisterstück, Regisseur Tommy Lee Wallace («Halloween III») änderte das Drehbuch von Larry Cohen, indem er sich wieder der Vorlage näherte, auf blutige Effekte zugunsten einer bedrohlichen Atmosphäre verzichtete und eine verblüffende Tiefe der Figuren erreichte.

Wallace gelang es, ein Gefühl von der Einzigartigkeit und Schönheit der Jugend zu vermitteln. In gewisser Weise wurde «It» eine wehmütige Reise zurück in die eigene Kindheit – auch zurück zu jenen Clowns, die in den Zirkussen herumhampeln und zuweilen mit ihren dickbemalten Grimassen dem kindlichen Zuschauer so sehr nahekommen, dass diesem der Atem stockte und die Mama sagte: «Ach, sei doch nicht so ängstlich!» Genau diesen Moment des Missverständnisses fängt King in seinem Angst-Opus ein, jene Situation, die der Erwachsene einfach nicht kapiert. Im Roman wird es anhand der rummeckernden Alten veranschaulicht, die die Existenz von Pennywise ignorieren, dieser übertrieben angezogenen Zirkusnummer, dem keckernden Kastenteufel.

In der Neufilmung von «It» (ein reiner Kinofilm) ist Pennywise ein grandioses Clown-Monstrum von surrealer Prachtsdämonie, der schrecklichste Albtraum der Kinder. Mit feuerroten Ballons vor seinem Gesicht tritt er den Jungens entgegen, lässt langsam die Ballons steigen und gibt seine Schreckensfratze preis. Das wirkt kurios wie eine quälende Demaskierung: «Das bin ich, Freundel!» Pennywise, verkörpert vom jungen Bill Skarsgård, erinnert an den Klassiker aller Horror-Clowns: an Joker. Der aber kam unfreiwillig zur Fratze, war in einen Chemiebottich gefallen, was seine Haut ausbleichte und die Gesichtsmuskeln zum unfreiwilligen Grinsen verzerrte. Er ist, verglichen mit Pennywise, ein armes Schwein.

Einer der Höhepunkte der Neufilmung von «It» ist eine TV-Show, in der Pennywise, umringt von Kindern, fröhlich die schöne Weise mit ihnen anstimmt: «Kill them all!» Fieser und hintergründiger zugleich kann der Archetyp nicht charakterisiert werden.

Die Neufilmung von «It» (Regie: Andrés Muschietti) läuft am 28. September in den Schweizer Kinos an.

Coop ist die nachhaltigste  
Detailhändlerin der Welt.  
April 2017

Corporate  
Responsibility  
Prime  
rated by  
eekom rjeslealrich

## Taten statt Worte Nr. 326



## Wir arbeiten jetzt schon daran, dass Ihre Enkel nicht mehr wissen, was Benzin war.

Seit November 2016 betreiben wir die erste öffentliche Wasserstofftankstelle der Schweiz. Unser Beitrag zu einer erneuerbaren, abgasfreien und komfortablen Zukunft der Mobilität. Der einzige Unterschied zu einem Benziner ist, aus dem Auspuff eines mit Wasserstoff betriebenen Elektroautos kommt nichts anderes als Wasserdampf. Eine saubere Sache: weil wir den Wasserstoff für unsere Tankstelle umweltfreundlich bei einem Schweizer Laufwasserkraftwerk produzieren lassen. So schliesst sich der Kreislauf vom Regen bis zum Auspuff. Das finden wir so gut, dass wir auch Teile unserer Geschäftsauto- und LKW-Flotte auf Wasserstoffantrieb umstellen.

[taten-statt-worte.ch](http://taten-statt-worte.ch)

oecoplan

H<sub>2</sub> WASSERSTOFF  
100% LEISTUNG  
0% ABGAS

## Personenkontrolle

**Maudet, Burkhalter, Büchel, Leprat, Widmer-Schlumpf, Cassis, Wobmann, Guhl, Fluri, Bertschy, Bischof, Badran, Rutz, Rau, Feusi, Osswald, Stalin, Iannucci**

Pierre Maudet, Geheimagent, griff in seinem Wahlkampf um die Didier-Burkhalter-Nachfolge zu unkonventionellen Mitteln. Den National- und Ständeräten in Bern schrieb er einen Brief, in dem er sie zu einem «persönlichen Austausch» aufforderte. So schlug er dem St. Galler SVP-Nationalrat **Roland Rino Büchel** vor, dass ihn sein «Freund» und Wahlkampfleiter **Sébastien Leprat** «im Bemühen um Vertraulichkeit etwas vom Parlament entfernt» an der Bundesgasse 3 vor dem Finanzdepartement erwarte und dann zu einem unbekanntem Ort für das Gespräch begleite. Büchel stieg nicht auf das Angebot ein. Maudets Strippenzieher Leprat war der persönliche Mitarbeiter von **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP). Das sei nicht «die ideale Voraussetzung» gewesen, um ihn, Büchel, zu einem erst noch klandestinen Treffen zu bewegen. (gut)

**Ignazio Cassis**, Liberaler, ändert seinen Kurs in einer umstrittenen Frage. Er sei für ein Burkaverbot, sagte er zwei Tage vor der Bundesratswahl im *Blick*. Genau vor einem Jahr hatte er zur parlamentarischen Initiative «Verbot der Verhüllung des eigenen Gesichts» von **Walter Wobmann** (SVP) noch nein gestimmt. Ob Cassis seine Meinung änderte oder einfach nur einen wendigen Hals hat, ist nicht bekannt. (gut)

**Bernhard Guhl**, Rechenkünstler, hat als diplomierter Ingenieur eigentlich einen Sinn für Zahlen. Auf den letzten Metern der Abstimmungskampagne um die Altersvorsorge 2020 scheint den BDP-Nationalrat dieser allerdings verlassen zu haben. Auf Twitter trompetete Guhl: «Eine Ablehnung der Rentenreform» hätte für die Unternehmen aufgrund der Senkung der Mehrwertsteuer auf 7,7 Prozent «Kosten bis zu 200 Mio. Franken» zur Folge. Dass die Konsumenten und Unternehmen durch die tiefere Steuer jährlich fast eine Milliarde Franken einsparen würden, liess Guhl elegant unter den Tisch fallen. (fsc)

**Kurt Fluri**, Totengräber der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), rechtfertigte sich im Parlament erneut für die unter seiner Ägide beschlossene Nichtumsetzung der MEI. Der FDP-Nationalrat aus Solothurn gab zu verstehen, bei einer vollständigen Umsetzung der MEI wäre die Schweiz aus verschiedenen europäischen



*Kampf der Verdummung:* SP-Politikerin Badran.



*Zimmerservice:* GLP-Nationalrätin Bertschy.



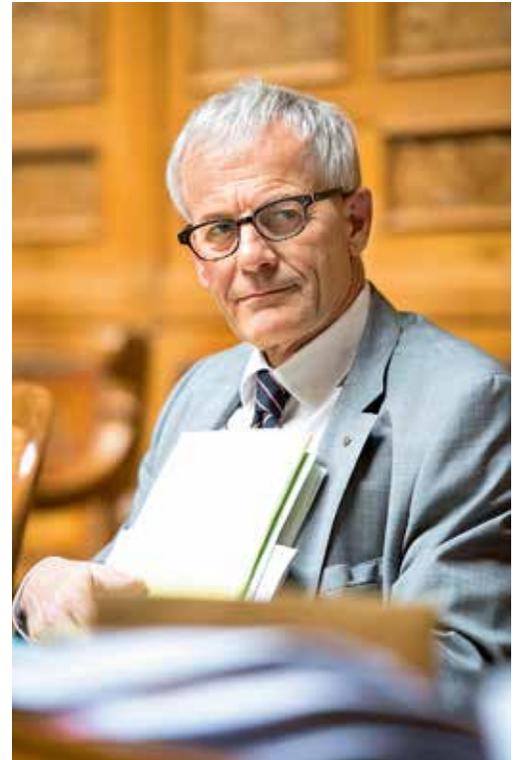
*Nächtliche Feldzüge:* Regisseur Milo Rau.



*Halbe Wahrheit:* BDP-Nationalrat Guhl.

Kooperationen ausgeschlossen worden. Dabei erwähnte er neben den Bildungsprojekten Horizon 2020 und Erasmus plus auch Media, ein für die audiovisuelle Branche zentrales Programm. Allerdings: Letzteres kann so wichtig nicht sein. Denn Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) will die Beiträge an die Programme Media und Kultur (5,5 Mio.) kürzen – wie aus seiner noch geheimen Subventions-Streichliste hervorgeht (siehe auch Artikel auf Seite 26). (hmo)

**Kathrin Bertschy**, Trickspezialistin, hat wertvolle Tipps für Schweizer Hoteliers. Als es im Nationalrat Anfang Woche um angebliche Knebelverträge der Online-Buchungsplattformen gegen die Hotellerie ging, schaltete sich auch die GLP-Nationalrätin aus Bern ins Geschehen ein. Ein Hotel darf auf der eigenen Website nicht tiefere Preise anbieten als auf den Buchungsplattformen. Das will CVP-Ständerat **Pirmin Bischof** per Gesetzesrevision ändern. Bertschy legte sich indessen für die Buchungsplattformen ins Zeug. Die Hoteliers könnten sehr wohl heute schon mit etwas Kreativität Zimmer billiger ausschreiben. Sie



*Dünne Argumente:* FDP-Nationalrat Fluri.

müssten bloss differenzieren: ein Südzimmer, ein Westzimmer, ein Zimmer mit blauen oder mit roten Vorhängen. Die einen bieten sie auf der Plattform an, die anderen verkaufen sie billiger auf der eigenen Hotelwebsite. (hmo)

**Jacqueline Badran**, Haudrauf-Genossin, macht ihrem Ruf als verbale Dampfwalze alle Ehre. Ihre Auffassung davon, wie die schweizerische Medienlandschaft künftig gedeihen könnte, kollidiert frontal mit jener von SVP-Nationalrat **Gregor Rutz**. Dieser will die Billag-Gebühren zwar nicht ganz abschaffen, aber 200 Franken für die SRG seien genug. Im Disput, der in der *NZZ am Sonntag* protokolliert wird, qualifiziert die feurige SRG-Promotorin Badran die privaten Medien grossenteils als «werbeverseuchten Verdummungsmedien» ab. Die wenigen noch bestehenden Qualitätstitel seien angesichts sinkender Werbeeinnahmen todgeweiht, weshalb auch sie mit öffentlichen Geldern finanziert werden müssten. Das begreife der betriebsblinde Medienpolitiker Rutz nicht, giftelt Badran. Er spiele lieber «den Zuhälter für die kommerziellen Medien». (rz)

**Milo Rau**, Maulkorbverfechter, offenbart sein Demokratieverständnis. In der Schweiz dürfe, ganz anders als in Deutschland, «mehr oder weniger alles gesagt und vertreten werden», schrieb der Schweizer Regisseur in der *Zeit*. Das war allerdings nicht als Lob einer offenen Debattenkultur gemeint, sondern als Kritik an derselben. «Warum sind diese Plakate eigentlich nicht alle längst runtergerissen worden?», fragen meine deutschen Freunde verwirrt, wenn sie am Zürcher Hauptbahnhof die neuesten rechtsnationalen Kampagnen-Sujets sehen. «Daran gewöhnt man sich eben», sage ich dann peinlich berührt. Und nachts mache ich mich zusammen mit meinen deutschen Freunden auf, um sie herunterzureissen», so Rau. (*gut*)

**Dominik Feusi**, Ketzer, hat in Artikeln wiederholt Zweifel an der menschengemachten Erderwärmung gestreut und damit den Klima-Gottesdienst massiv gestört. Nun soll dem Bundeshauschef der *Basler Zeitung* der Prozess gemacht werden: In einer Beschwerde an den Presserat wirft der Erdwissenschaftler und Journalist **Dominik Osswald** dem *BaZ*-Redaktor vor, Aussagen gemacht zu haben, «die ihm nicht zustehen». Insbesondere habe dieser eine Grafik zum Grönlandeis falsch verwendet. «Dominik Feusi hat sich nicht an die Wahrheit gehalten», so das Verdikt von Osswald. Der Presserat hat noch nicht entschieden, aber der Scheiterhaufen brennt. (*are*)

**Josef Stalin**, Ex-Diktator, sorgt 65 Jahre nach seinem Tod für Unruhe in Moskau. Die vom schottischen Regisseur **Armando Iannucci** produzierte, bitterböse Satire «The Death of Stalin» soll vorsorglich nicht in Russland gezeigt werden – um die Gefühle alter Kommunisten nicht zu verletzen. Denn diese könnten, so die Befürchtung, Kinos niederbrennen. Ihr Vorbild wären ausgerechnet strenggläubige orthodoxe Christen. Die hatten aus Protest gegen einen Film über eine Affäre des letzten Zaren mit einer polnischen Ballerina zu Brandsätzen gegriffen. (*ky*)

## Nachruf



*Im Dienste der Menschen:* Albert Speer jr.

**Albert Speer jr. (1934–2017)** — Es hat etwas Eigenartiges, einem Mann gegenüberzustehen, der als Kind auf Adolf Hitlers Schoss sass; der einst am Obersalzberg mit dem «Führer» spielte; der einen der grössten Verbrecher der Menschheitsgeschichte als «guten Onkel» wahrnahm. Wir haben uns im Frühjahr 2012 im Zürcher Fünfsternerhotel «Baur au Lac» getroffen, hier logierte er während eines seiner vielen Aufenthalte in Zürich. Er hatte einen Termin an der ETH, am Abend besuchte er «Carmen» im Opernhaus.

Erst plauderten wir über die Oper, seine Leidenschaft – der Zufall wollte es, dass wir uns einige Wochen später an den Salzburger Festspielen wieder über den Weg liefen. Zudem mokierte er sich über die biedere Ausstattung des Zürcher Traditionshotels nach der Renovation. Anlass

für das Interview war aber ein anderer: Albert Speer war wie sein gleichnamiger Vater Architekt geworden, ein sehr erfolgreicher sogar. Mit seiner Firma setzte er auf der ganzen Welt gigantische städtebauliche Projekte um. Von Katar war er beauftragt worden, ein Konzept für die Fussball-WM in der Wüste zu erstellen – mit Erfolg, die Bewerbung erhielt den Zuschlag. In China, Ägypten und Saudi-Arabien gestaltete er von Grund auf neue Stadtteile für Hunderttausende von Einwohnern. In Frankfurt, wo sein Büro den Hauptsitz hat, prägte er das ganze Stadtbild.

Um sich von seinem Vater – dem «Architekten Hitlers» – abzugrenzen, nahm er anfangs bei Wettbewerben anonym teil. Später, mit dem zunehmenden Erfolg, war das nicht mehr nötig. Stets betonte er, dass seine Architektur im Dienste der Menschen stehe; die Idee von Städtebauern aus totalitären Regimes, die mit neuartigen Siedlungen «neue Menschen» schaffen wollten, tat er als absurd ab. Er legte grossen Wert darauf, als der gute, der grüne, der menschenfreundliche Architekt wahrgenommen zu werden.

Als sein Vater 1946 beim Nürnberger Prozess wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu zwanzig Jahren Haft verurteilt wurde, begann der Sohn zu stottern. Im Gespräch erzählte der sympathische Mann, wie mühsam es sei, wenn man ständig auf die Familiengeschichte angesprochen werde. Trotzdem sei es für ihn nie in Frage gekommen, seinen Namen zu ändern, sich von der Familie loszusagen: «Man ist der Sohn seines Vaters.» Auf sein Lebenswerk schaute er nicht ohne Stolz zurück: «Dass ich gezwungen war, von null auf alles selbst aufzubauen, erachte ich heute auch als positiv.»

*Rico Bandle*

kaufen - verkaufen: unsere Galerie für Gemälde mit Potenzial zur Wertsteigerung.

[juergsiegrist.com](http://juergsiegrist.com)

CH-4912 Aarwangen  
+41 (0)62 552 02 24

α-Ω

Padovano Giuseppe | Pobogenskij Wjatscheslav | Bonvin C. Olivier | Indermaur Robert | u.v.m.

Juerg SIEGRISTAG

GALERIE+mehr



## Wahlkampf als Wahlkrampf

Von Christoph Mörgeli

Das war knapp. Mit zehn zu neun Stimmen verwarf die Verfassungskommission 1848 den Antrag ihres Präsidenten Ulrich Ochsenbein. Der Berner hatte die Einführung der Volkswahl des Bundesrates beantragt. Wäre es umgekehrt gelaufen, wäre heute die Volkswahl unserer Landesregierung selbstverständlich. Genau wie die Volkswahl der Regierungsräte in allen 26 Kantonen. Denn es gibt kein einziges Argument, das man nicht auch gegen jene der Kantonsregierungen vorbringen könnte.

Doch die Stimmbürger haben die Volkswahl des Bundesrates schon dreimal abgelehnt: 1900, 1942 und 2013. Die jüngste Volksinitiative der SVP wurde mit fast 76 Prozent Nein-Stimmen abgeschmettert. Interessanterweise haben unsere Medien das Anliegen nicht unterstützt. Dennoch taten im Vorfeld dieser Bundesratswahlen viele Zeitungen so, als ob es um eine Volkswahl des Bundesrates gehe. Erstmals war gar von einem «Wahlkampf» die Rede.

Die Medien wollten das Volk glauben machen, dass es etwas zu sagen habe. Eine grosse Orientierungshilfe für das Publikum waren sie allerdings nicht. «In einer Volkswahl wäre das Rennen völlig offen», behauptete der *Blick*. «Das Volk würde Cassis wählen», behauptete die *Sonntagszeitung*. Der *Sonntagsblick* lieferte mittels Volksbefragung den letztgültigen Beweis, dass 69 Prozent den Rücktritt von Johann Schneider-Amman fordern. Die FDP – erbitterte Gegnerin der Volkswahl – organisierte krampfhaft eine öffentliche Roadshow mit ihren Kandidaten. Diese durften keine Überzeugung haben, mussten sie aber leidenschaftlich verteidigen.

Für die *Aargauer Zeitung* war Ignazio Cassis der «zwingende Kandidat». Gemäss *Aargauer Zeitung* war Isabelle Moret «das höchste politische Amt zuzutrauen», weil sie «privat in vertrackten Verhältnissen steckt». Laut *Aargauer Zeitung* war der «Kämpfer und Kommunikator» Pierre Maudet der Richtige. Derweil verkauften die grossmäuligen Ringier-Blätter den grossmäuligen Verkäufer Maudet als Mann der Stunde. Denn der Vertreter des Couchepin-Freisinns steht in allen wesentlichen Fragen gegen seine Partei: bei der Europapolitik, der Asyl- und Ausländerpolitik, sogar bei der Rentenreform. Als der *Blick* Maudets Scheitern begriff, hiess es plötzlich: «Nein, nichts gegen Cassis!» Bundesratswahlen sind eine Art Krippenspiel. Es wirken zwar keine Heiligen mit. Aber es schauen viele Andächtige zu.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Köln: Deep L schlägt Google

Von Peter Bodenmann — Mit dem Bundesratsjet wäre Schneider-Amman in 75 Minuten in Köln.



Statt künstlicher Intelligenz künstlicher Tiefschlaf: Schneider-Amman verlässt den Bundesratsjet.

Google ist das weltweit beste Suchprogramm. Und ein gewaltiger Datenstaubsauger. Die Maschine weiss mehr über die meisten von uns als wir Vergesslichen über uns selber. Unsere Daten sind eine Goldmine des sich beschleunigenden digitalen Zeitalters. Sie werden gekauft und verkauft. Irgendwo in den allgemeinen Geschäftsbedingungen, die niemand lesen mag, haben wir dem allem zugestimmt. Eine Planwirtschaft, die über ein Instrument wie Google verfügte, würde nicht blind und ineffizient an den Bedürfnissen der Menschen vorbeiproduzieren. Pechvogel Gorbatschow: Seine Sowjetunion implodierte, bevor Algorithmen das Steuer hätten übernehmen können.

Ist Google unangreifbar? Das glaubte einst Nokia von sich auch. Ein Hoffnungsschimmer: Das Übersetzungsprogramm von Google ist grottenschlecht. Das Programm des deutschen Start-ups DeepL übersetzt – wie alle Tests belegen – bereits vom Start weg weit besser. Die Leserinnen und Leser der *Weltwoche* können das problemlos selber testen. Wird sich Google-Mutter Alphabet dieses Unternehmen schnappen so wie andere Unternehmen zuvor auch? Oder greift etwa Microsoft tiefer in die Taschen?

Booking.com ist die beste Vermittlungsplattform von Hotelzimmern. Die Niederländer zocken national und international die Hoteliers und deren Gäste ab und werden ihrerseits von Google gemolken. Unter dem Strich fliessen je-

des Jahr 150 Millionen Franken von der Schweiz steuerfrei in Richtung Booking.com und Google ab. Schweiz Tourismus, Tourismus-Schweiz.ch und Hotelierverein weigern sich bis heute standhaft, mit den ihnen vom Staat reichlich zur Verfügung gestellten Mitteln eine attraktive, kostenfreie Vermittlungsplattform ins Netz zu stellen. Die Logik von Schneider-Amman: Das Rennen sei gelaufen. Man könne nichts machen gegen Booking.com, Expedia, Google und Co.

Der Flug mit dem Bundesratsjet von Belp nach Köln dauert 75 Minuten. Schneider-Amman sollte sich in Köln von den DeepL-Leuten erklären lassen, wie künstliche Intelligenz funktioniert. Der Nationalrat hat immerhin ein Zeichen gesetzt, wenn auch ein weitgehend wirkungsloses. Auf der richtigeren Fahrspur bewegt sich Preisüberwacher Meierhans. Für ihn bilden Booking.com, Expedia, HRS und Co. ein faktisches Kartell. Und können deshalb zu hohe Preise verlangen. Die Provisionen müssten folglich sinken. In der Logik der Ordoliberalen.

Wird Schneider-Amman den Preisüberwacher an die Kette legen? Oder ihn informell ermutigen, etwas für den Schweizer Tourismus zu tun? Unsere Vorahnung: Schneider-Amman wird gegen Booking.com und Google so viel unternehmen wie bisher gegen Thomas Jordan und den nach wie vor zu starken Franken.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Zur rechten Zeit am rechten Ort

Von Kurt W. Zimmermann — Wie machte Roger de Weck Karriere? Er spürte stets, woher der Zeitgeist weht – und spürt das weiterhin.

Zum ersten Mal trafen wir uns in Chiasso. Es war 1979. In Chiasso fand der SKA-Prozess statt.

Wir waren beide schrecklich jung. Roger de Weck war für die *Tribune de Genève* vor Ort, ich für die *Weltwoche*. Wir berichteten über das Milliardenloch der damaligen Kreditanstalt.

Aber es gab einen wichtigen Unterschied. Ich schrieb Artikel über die SKA-Affäre. De Weck schrieb ein Buch darüber. Es wurde ein Bestseller.

Mit dieser Episode ist die Karriere von de Weck gut beschrieben. Er spürte stets perfekt, woher der Medienwind wehte, und stellte sich mit ausgebreiteten Armen in diesen Wind. Dieses Talent wird ihm bleiben, wenn er nächste Woche als SRG-Generaldirektor aufhört.

Mit seinem Buch über die SKA-Affäre erwarb sich de Weck den Ruf eines Enthüllungsjournalisten. Das war in den siebziger Jahren die höchste mediale Weihe. Chiasso sollte zwar die einzige Recherche seines Lebens bleiben, aber das Renommee stand.

Die Reputation brachte ihm ein Angebot der *Zeit*, wo er Leiter der Wirtschaftsredaktion wurde. Wieder segelte er instinktsicher im Zeitgeist-Wind. Die achtziger Jahre waren die Phase der Internationalisierung. De Weck war der erste hiesige Journalist, der in Deutschland ein Name wurde.

Dann kamen die goldenen neunziger Jahre. Die Verlage verdienten prächtig. De Weck spürte den Trend und wurde Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Er klotzte gewaltig und stockte die Redaktion mächtig auf. Als ihn Verleger Hans Heinrich Coninx um etwas finanzielle Mässigung bat, kündigte de Weck 1997 im Trotz. Er nahm das Angebot als *Zeit*-Chefredaktor an, das er zuvor schon verhandelt hatte.

Doch diesmal verliess ihn der Sinn für den Wind. Er schaffte zwar die Cognacflaschen an den Redaktionssitzungen ab, blieb sonst aber wenig berauschend. Nach drei Jahren musste er bei der *Zeit* gehen.

De Weck kehrte in die Schweiz zurück und schlug sich als Alleinunterhalter auf allerlei Podien und Symposien durch. Doch so richtig in Fahrt kam er nicht. Es drohte die Versenkung.

Seine erste Chance kam 2002. Der Zürcher Schauspielhaus-Intendant Christoph Marthaler wurde entlassen. De Weck machte sich nun zum Anführer eines Volksaufstands und rief zu einer legendären Protestdemonstration auf. Auf einmal war der politische Journalist eine Lichtfigur der einflussreichen Kulturschickeria.



Radikalster SRG-Generaldirektor: Roger de Weck.

Die zweite Chance kam 2003. Er wurde Moderator der TV-Sendung «Sternstunde Philosophie». De Weck, bisher ein reiner Printjournalist, war auf einmal mit Fernseh-Know-how gesegnet.

Als Medienminister Moritz Leuenberger ab 2009 einen neuen SRG-Generaldirektor suchte, konnte er auf seinen Duzfreund de Weck zählen. Der Mann mit der guten Nase war nicht mehr bloss ein Ex-Chefredaktor, sondern eine nationale Kulturfigur und ein TV-Routinier.

De Weck war dann der radikalste SRG-Generaldirektor der Geschichte. Die SRG, die sein Vorgänger Armin Walpen noch als Unternehmen sah, wurde von de Weck hemmungslos politisiert und ideologisiert. Ohne das Überleben der SRG gab es für ihn kein Überleben der Schweiz.

De Weck war mit dieser Radikalität der wichtigste Auslöser dafür, dass uns nun eine endlose Diskussion um Service public, die Marktmacht der SRG und die Rolle der privaten Verlagshäuser bevorsteht.

Roger de Weck ist in dieser Debatte unverzichtbar. Keiner ausser ihm hat Führungserfahrung in Grossverlagen in Deutschland, der Schweiz und in einem TV-Konzern.

De Weck surft wieder mitten im Wind. Ich glaube, er hat die besten Jahre erst noch vor sich.

## Offen für alle

Von Henryk M. Broder — Abgeschoben ist nicht ausgeflogen.

Vor kurzem wurden acht nicht anerkannte Asylbewerber aus der Bundesrepublik nach Afghanistan abgeschoben, genauer: ausgeflogen, mit einer Boeing 737 der tschechischen Airline Smart



Wings, die sonst Urlauber in Feriengebiete befördert. Bundesinnenminister de Maizière gab bekannt, die Afghanen hätten «erhebliche Straftaten im allgemeinen Kriminalitätsbereich» begangen. Der bayerische Innenminister Herrmann präzisierte, zwei seien wegen Vergewaltigung verurteilt worden, einer wegen gefährlicher Körperverletzung; aus dem Innenministerium von Nordrhein-Westfalen kam die Nachricht, unter den Abgeschobenen seien auch Straftäter gewesen, «die wegen Kindesmissbrauchs verurteilt wurden». Aktivisten der Organisation Pro Asyl kritisierten die Aktion als «wahltaktisch motiviert», um kurz vor den Wahlen «im rechten Milieu auf Stimmengang zu gehen».

Die amtliche Statistik spricht eher gegen eine solche Vermutung. Ende August lebten 253 000 afghanische Staatsangehörige in Deutschland. Davon waren rund 15 000 «ausreisepflichtig», von denen wiederum etwa 10 000 eine «Duldung» gewährt wurde. Tatsächlich nach Afghanistan abgeschoben wurden in diesem Jahr genau 72 «Personen» – mit Flugzeugen, die extra zu diesem Zweck angemietet wurden.

Von systematischer Abschiebep Praxis kann also keine Rede sein. Im Gegenteil. Deutschland ist das einzige Land der Welt, in das jeder ohne Papiere einreisen, aus dem niemand ohne Dokumente ausgewiesen werden kann; jedem Flüchtling steht der Rechtsweg offen. Er kann gegen den Abschiebebescheid klagen, und viele tun es auch. Im Juni dieses Jahres waren mehr als 283 000 Verfahren vor den Verwaltungsgerichten anhängig, die Richter kommen mit der Arbeit nicht nach. Von Januar bis Mai wurden 39 000 Klagen gegen negative Bescheide des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge beschieden. In der Hälfte aller Fälle zugunsten der Kläger. Vier von fünf Syrern und drei von fünf Afghanen bekamen vor Gericht recht.

Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Ein grüner Abgeordneter, der nicht mehr für den Bundestag antritt, hat die Bundesregierung aufgefordert, die aus Burma geflohenen Rohingya in die Bundesrepublik zu holen. Deutschland ist für alle da!

# Gammeljustiz

Bis ein Strafverfahren in der Schweiz zur Anklage kommt, vergehen oft Jahre. Liegt dann endlich ein rechtskräftiges Urteil vor, hat es keine Bedeutung mehr. Im Streben nach Perfektion legt sich die Justiz selber lahm. Von Alex Baur und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)

Erinnern Sie sich an den Heiligen Abend 2011? Es war der Tag, an dem der Thurgauer Anwalt Hermann Lei auf dem Sekretariat der *Weltwoche* anrief, um eine brisante Information zu deponieren. Lei hatte die Kopie eines Kontoauszuges von Philipp Hildebrand, der zeigte, dass der damalige Nationalbank-Präsident kurz vor der Einführung eines Euro-Mindestkurses grosse Mengen an Dollars gekauft und wenig später mit einem Gewinn von rund 60 000 wiederverkauft hatte. Hildebrand hatte auf Kursgewinne spekuliert, die er selber beeinflussen konnte.

Wenige Woche nachdem dieses Blatt die Kontoauszüge öffentlich gemacht hatte, musste Philipp Hildebrand zurücktreten. Er blieb allerdings straffrei. Denn es gab damals kein Gesetz, das einem ehrenwerten Nationalbankpräsidenten derartige Insidergeschäfte verboten hätte. Und wo kein Gesetz ist, ist auch keine Strafe. Gegen Hermann Lei dagegen wurde ein Strafverfahren wegen Verletzung des Bankgeheimnisses eröffnet.

Fast sechs Jahre später hat das Zürcher Obergericht nun entschieden: Hermann Leis Gang zur *Weltwoche* war gerechtfertigt. Er wird in diesem Punkt freigesprochen. Nachdem der Bundesrat und der Bankrat die offenkundige Devisenspekulation kurz vor Weihnachten 2011 als vermeintlich «haltloses Gerücht» unter den Teppich kehren wollten, durfte Lei «in ultima ratio» an die Medien gelangen. Denn angesichts der Devisentransaktionen, so die Richter, habe zumindest der Verdacht bestanden, dass ein «moralisch höchst verwerfliches Handeln» und damit ein «skandalöses Verhalten» vorgelegen habe. Lei war demnach ein Whistleblower.

## Halbbatziger Freispruch

Ganz rehabilitieren mochten die Richter den Anwalt aber trotzdem nicht. Denn Lei hatte die Landesregierung über den damaligen Nationalrat Christoph Blocher (SVP) über den brisanten Kontoauszug informiert. Blocher war nach Meinung der Richter aber die falsche Adresse. Lei hätte sich direkt und vertrauensvoll an den Bankrat oder an den Bundesrat wenden müssen; schliesslich wusste er zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass letztere die Affäre unter den Teppich kehren würden. Die Strafe wurde deshalb von 120 auf 40 Tagessätze reduziert, was insofern keine Rolle spielt, als sie ohnehin auf Bewährung ausgesprochen wurde.

Das Urteil überhaupt ist bedeutungslos, selbst wenn es vom Bundesgericht bestätigt

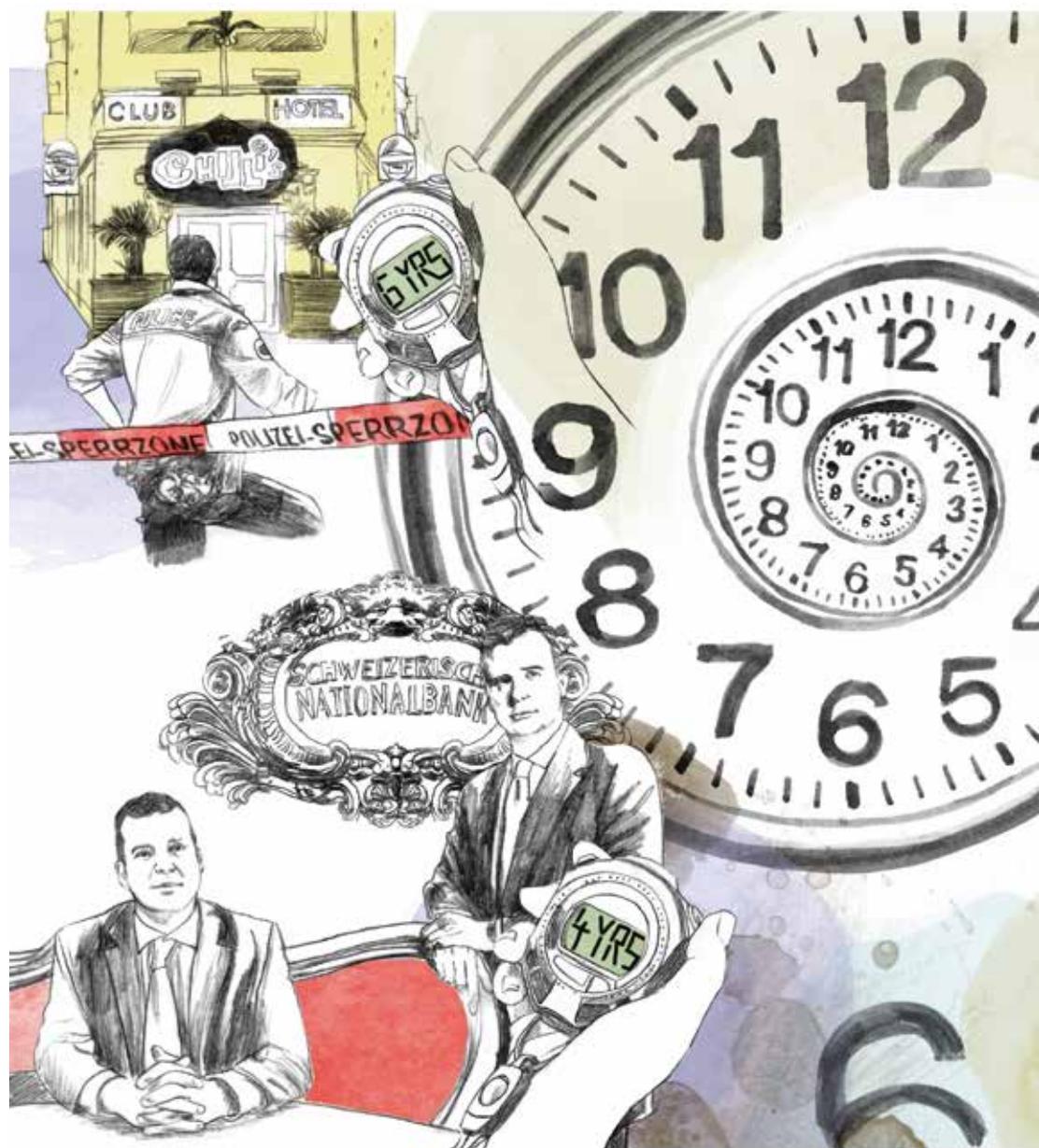
werden sollte (oder auch nicht). Wer erinnert sich nach sechs Jahren noch an den Fall Hildebrand? Die damals involvierten Personen sind längst in anderen Bereichen tätig oder pensio-

## Fall Oskar Holenweger: Freispruch, acht Jahre nach Ruin durch die Bundesanwaltschaft.

niert. Der halbbatzige Freispruch schafft nicht einmal ein klärendes Präjudiz, auf das man sich stützen könnte. Die einzige Lehre, die ein künftiger Whistleblower aus dem Verfahren

gegen Lei ziehen kann: «Lass dich nicht erwischen» – denn ob einer nach Jahren verurteilt oder freigesprochen wird, spielt keine Rolle, das Verfahren wird ihn so oder so finanziell und moralisch ruinieren.

Der Fall Lei war nicht sonderlich kompliziert. Das Verfahren förderte über die Jahre nichts zutage, was nicht schon nach ein paar Wochen bekannt gewesen wäre. Aufgrund eines regen Mail- und SMS-Verkehrs konnte der äussere Ablauf schnell und präzise rekonstruiert werden. Blocher und Lei gaben vom ersten Tag an offen Auskunft. Die von der Staatsanwaltschaft medienwirksam inszenierte Hausdurch-



Recht wird zu Unrecht, Willkür zur Norm.

suchung beim damaligen Nationalrat Blocher verkomplizierte den Fall zwar etwas, ohne dass sie zur Klärung beigetragen hätte. Doch das war absehbar. Der Aufwand stand auf jeden Fall in einem krassen Missverhältnis zum Delikt. Der Aktionismus war für die Galerie gedacht.

Hermann Lei ist kein Einzelfall. Dass Dossiers jahrelang unerledigt in den Amtsstuben vor sich hin gammeln, ist nicht aussergewöhnlich. Der Vergleich mag schrill und überzeichnet klingen. Nach dem Gammelfleisch, den Gammelhöfen und den Gammelhäusern also noch die Gammeljustiz. Leider fällt mir kein treffenderes Bild ein. Akten modern zwar bei guter Lagerung nicht, sehr wohl aber die Fälle, um die es geht. Anders als ein guter Wein oder ein Camembert werden sie mit der Zeit nicht besser, sondern nachgerade toxisch.

Berüchtigt ist vor allem die Bundesanwaltschaft. Fall Hells Angels: Freisprüche und irgendwelche bedingte Warnstrafen in Nebenpunkten nach acht Jahren. Fall Dieter Behring: zwölf Jahre bis zur Anklageerhebung im wohl

grössten Betrugsfall der Schweiz, der auch im Jahr dreizehn noch nicht erledigt ist. Fall Oskar Holenweger: Freispruch, acht Jahre nachdem die Bundesanwaltschaft seine Bank ruiniert hatte. Die Liste des Versagens liesse sich beliebig fortsetzen, mit weniger prominenten Namen, aber nicht minder stossenden Resultaten.

### Zufallsfunde

Dass es auch anders geht, demonstrierte die Deutsche Bundesanwaltschaft kürzlich im Fall des Schweizer Spions Daniel M., der Ende April dieses Jahres in Frankfurt verhaftet wurde. Innerhalb von zweieinhalb Monaten legten die deutschen Strafverfolger eine sauber formulierte Anklage hin, über die demnächst entschieden wird. Der Zufall will es, dass auch die Schweizer Bundesanwaltschaft in demselben Komplex gegen den mutmasslichen Doppelagenten Daniel M. ermittelt, und das seit nunmehr drei Jahren. Ein Abschluss des Verfahrens in Bern ist noch lange nicht in Sicht.

Gammelfälle sind keine Exklusivität der Bundesanwaltschaft. Erinnern Sie sich an den Fall um den vermeintlichen Whistleblower Rudolf Elmer? Der Banker wurde im September 2005 verhaftet, weil er Kundendaten in Umlauf brachte, um seinen Arbeitgeber unter Druck zu setzen. Der Fall harrt auch zwölf Jahre später noch seiner rechtskräftigen Erledigung. Erinnern Sie sich an den Fall «Chilli's»? Am 12. Oktober 2013 liess Staatsanwalt Manfred Hausherr in einer spektakulären Razzia die halbe Belegschaft der Zürcher Sittenpolizei verhaften. Die Verfahren gegen die meisten Beamten wurden eingestellt, ein paar Bagatellen, sogenannte Zufallsfunde, die nichts mit dem Anfangsverdacht zu tun hatten, per Strafbefehl erledigt. Zwei Verfahren sind aber nach vier Jahren immer noch offen.

Das eine Verfahren betrifft Bruno O., den ehemaligen Vizechef der Zürcher Sittenpolizei. Kürzlich, rund vier Jahre nach seiner Verhaftung, wurde er von einem Einzelrichter wegen passiver Bestechung und Amtsgeheimnisverletzung zu einer bedingten Geldstrafe verurteilt. Da Bruno O. auf seiner Unschuld beharrt, wird das Verfahren wahrscheinlich noch ein paar Jahre dauern. Objektiv betrachtet, geht es um eine Bagatelle im Graubereich. Doch für Bruno O. geht es um die Existenz. Wird der Schuldspruch rechtskräftig, muss er sich wohl einen neuen Beruf suchen.

Hinter der Massenverhaftung der Sittenpolizisten stand die perfide Intrige einer Prostituierten aus dem Etablissement «Chilli's», die Freier betäubt und ausgeraubt hatte. Mit den Falschanschuldigungen gegen die Polizisten

---

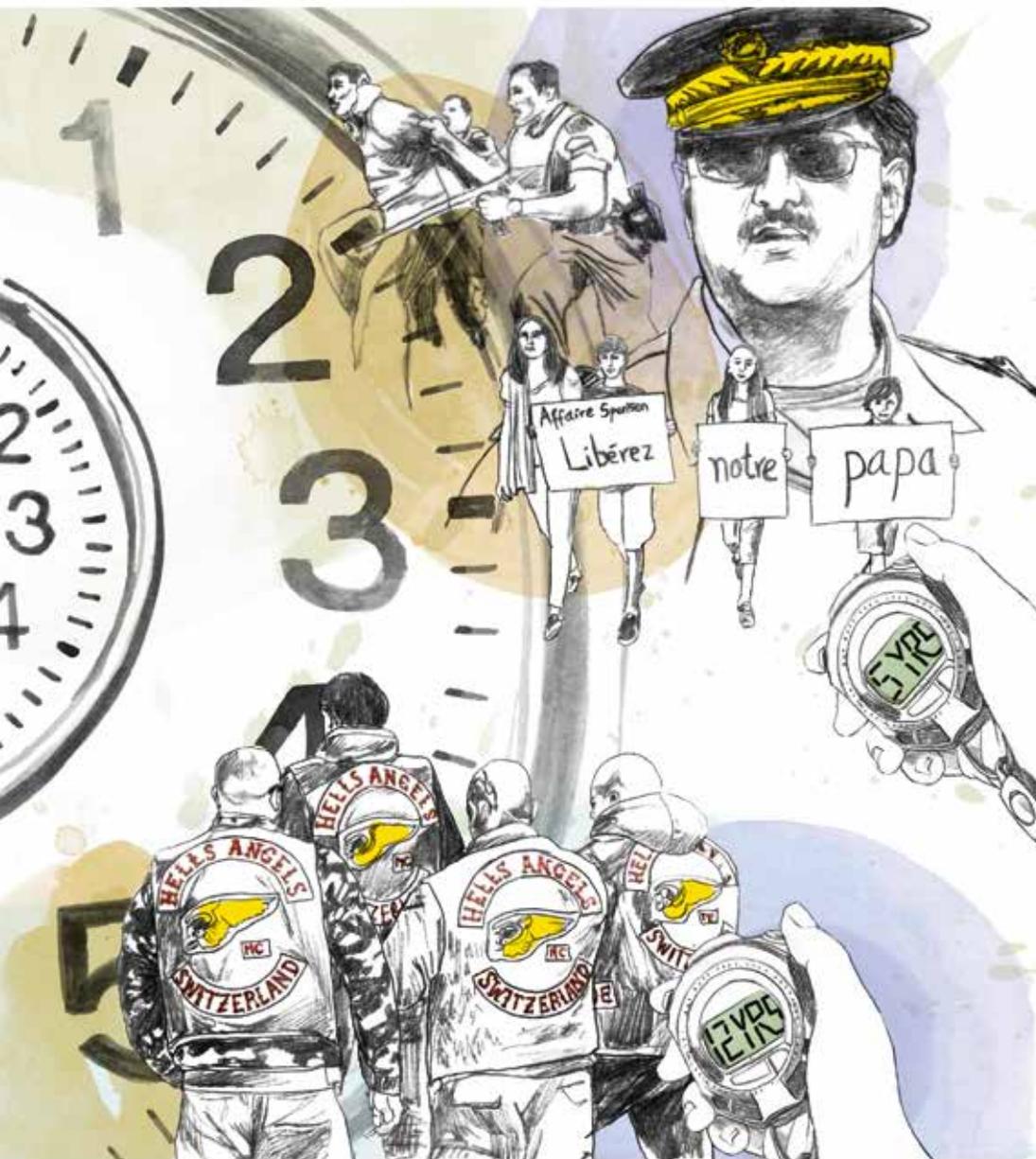
### Mit etwas bösem Willen findet man immer etwas gegen einen Sittenpolizisten.

---

wollte die Frau von ihren eigenen Verbrechen ablenken, wie ziemlich schnell klarwurde. Doch statt die Übung abzubrechen und die Verfahren gegen die Polizisten einzustellen, weitete Staatsanwalt Manfred Hausherr die Ermittlungen ständig aus.

So liess Hausherr den gesamten privaten Telefon-, Whatsapp- und Mail-Verkehr der Beamten bis auf zehn Jahre zurück auswerten und mit den amtlichen Datenbanken abgleichen. Es handelte sich dabei um eine sogenannte *fishing expedition*, die nur ein Ziel haben konnte: Irgendetwas zu finden, was man den Polizisten anhängen konnte, um den gigantischen Aufwand der Untersuchung im Nachhinein zu rechtfertigen.

Mit etwas bösem Willen – und daran mangelte es fürwahr nicht – findet man immer etwas gegen einen Sittenpolizisten, der von Berufes wegen in der Halbwelt verkehren muss. So sicherten die Ermittler auf dem Handy von Bruno O. Spuren eines Jux-Videos, wel-



## Prozessieren kann ruinös sein

**Für mittelständische Personen kann ein Prozess zum finanziellen Desaster werden. Soll deshalb der Staat mehr bezahlen?**

Wer in der Schweiz vor Gericht zieht, etwa wegen einer Scheidung, einer Erbstreitigkeit oder eines Versicherungsfalls, braucht nicht nur Zeit, sondern auch Geld. Sofern man nicht am Existenzminimum herumschrammt und die unentgeltliche Rechtspflege beanspruchen darf oder sofern man nicht zu denjenigen zählt, für die das Geld keine Rolle spielt, kann das zivilrechtliche Prozessieren zum finanziellen Risiko werden. Denn sollte man vor Gericht unterliegen, muss man neben dem eigenen Anwalt denjenigen der Gegenpartei bezahlen und auch die Gerichtskosten tragen.

Gerade bei hohen Klagesummen, wie sie zum Beispiel bei Haftpflichtfällen schnell einmal erreicht sind, ist das Kostenrisiko erdrückend. Gemäss einer Untersuchung des Zürcher Zivilprozessrechtlers Isaak Meier aus dem Jahr 2015 muss der Kläger, der einen Betrag von 1,5 Millionen Franken einfordert, seinen Fall bis vor Bundesgericht zieht und unterliegt, durchschnittlich 342 000 Franken Prozesskosten tragen. Aber auch kleinere Streitsachen gehen ins Geld: Wer 20 000 Franken einklagt und als Verlierer von dannen zieht, den kann der verlorene Prozess 10 000 Franken oder mehr kosten. Es soll gar Fälle geben, bei denen die Prozesskosten die Klagesumme deutlich überschreiten.

### Die Suche nach dem Mittelweg

Der Mittelstand könne es sich kaum noch leisten, den Zivilrichter anzurufen, tönt es denn auch regelmässig aus Juristenkreisen. Speziell in der Kritik stehen auch die hohen Kostenvorschüsse, die die Gerichte von den Klägern verlangen und die etliche Rechtssuchende davon abhalten dürften, den Gang zur Justiz überhaupt zu wagen. Wer sich seines Rechts nicht absolut sicher sei, solle eine ausstehende Forderung – zumal wenn es sich nicht um eine bedeutende

Summe handle – besser abschreiben, als zu prozessieren, so der Rat von Praktikern.

Das ist natürlich unbefriedigend; wer sein Recht nicht mehr durchsetzen kann, fühlt sich schnell einmal ohnmächtig. Dennoch ist die Sache nicht so eindeutig, wie sie scheint. So muss man sich fragen, was denn die Alternative ist. Dass die Gerichte die in Rechnung gestellten Kosten drastisch senken? Dass die Rechnungen der Anwälte, deren Arbeit nun einmal teuer ist, auch für Normalverdiener aus der Staatskasse bezahlt oder zumindest mitfinanziert werden? Das würde die öffentliche Hand belasten und dem Grundsatz widersprechen, dass primär derjenige für die Justiz zu bezahlen hat, der sie beansprucht.

Und dieser Grundsatz ist durchaus vernünftig. Denn warum

sollte die Allgemeinheit beispielsweise für den vor Gericht ausgetragenen Scheidungskrieg eines Ehepaars aufkommen müssen? Das Kostenrisiko mag zwei Streitparteien vielmehr dazu bringen, sich schneller zu einigen. Zudem gibt es im Rechtsalltag auch andere Möglichkeiten, sich abzusichern. So kann man etwa zunächst nur einen Teil der Forderung einklagen, wodurch der Streitwert und damit die Gerichtskosten tiefer sind. Oder man schliesst eine Rechtsschutzversicherung ab, die einen zumindest teilweise vor ruinösen Prozessen schützt.

Den Mittelweg zu finden zwischen einem wirksamen Rechtsschutz und einer für den Staat kostengünstigen Justiz, ist nicht einfach. Die Angelegenheit beschäftigt auch die Politik. So hat das Parlament den Bundesrat beauftragt, eine Auslegeordnung zum Zivilprozessrecht zu machen und bis Ende 2018 allfällige Gesetzesänderungen vorzulegen. Man kann davon ausgehen, dass dabei auch die Kostenregelung Thema sein wird.

*Katharina Fontana*



*Im Zweifel besser abschreiben.*

ches ihm ein Kollege unaufgefordert zugestellt hatte. Darauf sind ein paar Sekunden lang die Konturen eines Mannes zu sehen, der es mit einem Esel treibt. Solche Clips zirkulieren massenhaft in den sozialen Foren. Für Bruno O. war es ein simpler Scherz, den er mit einem Klick löschte. Doch das Netz vergisst bekanntlich nie. Staatsanwalt Hausherr konstruierte daraus eine Straftat: Besitz von Pornografie mit Tieren!

Die Anklage gegen Bruno O. bestand aus lauter Konstrukten dieser Währung. In den meisten Punkten wurde er freigesprochen. Doch der Richter hatte nicht den Mumm, das üble Spiel mit einem Federstrich zu beenden und Bruno O. ganz zu rehabilitieren.

Der Polizist wurde verurteilt, weil er einer mit ihm befreundeten Brasilianerin – keine Prostituierte notabene – die Handynummer einer Nebenbuhlerin herausgegeben hatte, die aus einer Polizeidatenbank stammte. Konsequenzen hatte das keine, die Nummer war falsch, aber streng juristisch kann man das als Amtsgeheimnisverletzung auslegen. Und weil Bruno O. ein Techtelmechtel mit der Frau hatte, wurde daraus auch gleich noch eine Bestechung konstruiert: Sex zur Belohnung! Dass sich eine Südamerikanerin zum Vergnügen mit einem Schweizer einlassen könnte, überstieg offenbar die Vorstellungskraft der Juristen.

### Niemand ist verantwortlich

Nun mag man einwenden, dass dies alles Einzelfälle sind, Pannen vielleicht; dass 90 Prozent der Strafverfahren innerhalb eines Jahres erledigt werden. Doch selbst wenn die Justiz zu 99 Prozent gut funktionieren würde – würden Sie in ein Flugzeug steigen, wenn Sie wüssten, dass einer von hundert Flügen mit einer Bruchlandung endet? Würden Sie noch in einem Restaurant essen, wenn Sie wüssten, dass eine von hundert Mahlzeiten mit einer Lebensmittelvergiftung endet? Auf Flüge und Restaurants kann man verzichten. Ob man angeklagt wird oder nicht, das entscheiden andere.

Was vielleicht am meisten erschüttert, ist die Gleichgültigkeit, mit der man das Justizversagen hinnimmt. Wenn ein Kind von einem Hund gebissen wird, werden sofort Massnahmen gefordert. Zerstört die Justiz zu Unrecht eine Existenz, wird es zur Kenntnis genommen wie ein Naturereignis, das halt mal vorkommt.

Tatsächlich fällt es in Anbetracht der wachsenden Vielfalt von Rechtsmitteln und Instanzen auch schwer, einen Schuldigen zu benennen. All die Formalien und Einsprachen, die den Bürger vor Willkür schützen sollten, haben die Justiz nicht nur schwerfällig gemacht. Sie entbinden den einzelnen Juristen auch von der Verantwortung. Bis sich irgendwann keiner mehr verantwortlich fühlt. Die Willkür verschwindet damit nicht, im Gegenteil, sie macht sich lediglich unsichtbar.

Das Phänomen lässt sich anhand der Haftrichter illustrieren, die während den 1990er Jahren in mehreren Kantonen eingeführt wurden. Die Staatsanwälte konnten die Untersuchungshaft nun nicht mehr in eigener Kompetenz verfügen, sie mussten diese fortan bei einem unabhängigen Richter beantragen. Nun könnte man meinen, dass Anzahl und Dauer der Haftfälle damit zurückgegangen wären. Genau das Gegenteil passierte, wie eine Erhebung aus dem Kanton Zürich zeigte. Dafür gibt es eine logische Erklärung: Den Staatsanwälten fiel es nun leichter, im Zweifel einen Verdächtigen einzusperren, schliesslich war es ja nicht mehr ihr Entscheid – die Haftrichter entschieden sich im Zweifel (man kann ja nie wissen) für die Haft, sie segneten ja bloss einen Antrag ab. Und alle waren sie damit fein raus aus der Verantwortung, ein jeder konnte sie dem andern zuschieben.

Als Gerichtsreporter, der ich einst war, habe ich mich mit mehr als einem Chefredaktor zerstritten, weil ich mich weigerte, bei laufenden Verfahren Einfluss zu nehmen. Es stünde niemandem zu, so argumentierte ich, das Urteil der Richter vorwegzunehmen, das man im Nachhinein immer noch kritisieren könne. Über die Jahre ist diese Zurückhaltung erodiert, etwa im gleichen Mass wie mein Vertrauen in unsere Justiz. Das lange Warten – drei, fünf, zehn oder auch mal fünfzehn Jahre – auf ein klärendes Urteil ist nicht nur ein Affront gegenüber Beschuldigten und Geschädigten, sondern auch eine Zumutung für die Öffentlichkeit. Wo sich die Justiz verflüchtigt hat, nehmen die Menschen halt das Recht notgedrungen selber in die Hand. Man nennt es dann Faustrecht.

Wenn es hinter der Fassade modert, ist der Quell des Übels oft schwer zu eruieren. Bei der Justiz ist es nicht anders. Es fällt allerdings auf, dass die erwähnten Fälle immer auch eine politische Note haben. Einige – Hildebrand, Holenweger, Elmer und insbesondere auch der Fall Sperisen, von dem noch die Rede sein wird – stinken sogar penetrant nach Politik. Die involvierten Richter und Staatsanwälte würden dies natürlich entrüstet zurückweisen und versichern, es gehe nur ums Recht und um nichts anderes als das Recht. Diese Haltung wäre löblich, wenn sie nicht eine Fiktion wäre. Die Politik spielt mit, ob es einem gefällt oder nicht. Die krampfhaftige Weigerung, sich dieser Realität offen zu stellen und sich mit ihr ehrlich auseinanderzusetzen, ist auch ein Ausdruck von Befangenheit. Wer einen heiklen Fall unerledigt vor sicher her schiebt, ergreift auch Partei.

Letztlich ist es eine Frage der Rechtskultur. Auf der Suche nach Perfektion hat man den Apparat so schwerfällig gemacht, dass er sich selber blockiert. Wir haben hochgebildete Spezialisten auf jedem Gebiet, doch es fehlt ihnen der Blick fürs Ganze. Im Bestreben, das Recht zu perfektionieren, haben sie die Gerechtigkeit aus den

Augen verloren. Statt für Klärung zu sorgen, knüpfen sie immer wieder gordische Knoten, die keiner mehr entflechten kann. Und selten findet sich ein Richter, der den Mut hat, den Knoten mit einem Hieb zu zerschlagen.

Als Remedur hat man zwar nach dem Vorbild des US-amerikanischen *plea bargaining* die sogenannten abgekürzten Verfahren eingeführt. Die Verteidiger können sich in einem geheimen Deal mit den Staatsanwälten auf ein Urteil einigen. Diskretion und Strafabatt sind die Daumenschrauben, mit denen man den Verdächtigen heute ein Geständnis abringt. Als Drohkulisse winkt der öffentliche Prozess und ein jahrelanges ruinöses Verfahren. Falsche Geständnisse werden damit billigend in Kauf genommen. Es kann auch ein fauler Deal sein. Weil er geheim ist, wird sich niemand beklagen. Mit Juristerei hat dieser halbwegs klandestine Schacher allerdings nicht mehr viel zu tun.

Die Gerichte, einst Schaubühnen, auf denen in aller Öffentlichkeit um Recht und Gerechtigkeit gerungen wurde, gleichen heute kafkaesken Trutzburgen. Die Sicherheitschleusen und Aktenberge, hinter denen sich die Richter in ihren Kabinetten verbunkern, stehen sinnbildlich für eine Justiz, die zusehends den Bezug zur Realität verliert und zum akademischen Selbstzweck verkommt. Der öffentliche Prozess wird bestenfalls noch als Pflichtübung durchexerziert, das Urteil wird meistens schon vorher aufgrund lebloser Akten gefällt. Doch es geht um Menschen aus Fleisch und Blut.

Seit über fünf Jahren schmort Erwin Sperisen, der ehemalige Polizeichef von Guatemala, in Genf ohne rechtsgültiges Urteil in Untersuchungshaft. Er soll in ein Mordkomplott verwickelt gewesen sein. Die Genfer glaubten ein Verbrechen sühnen zu können, das in Guatemala nie geklärt worden ist. Sämtliche vermeintlichen Komplizen von Sperisen, Vorgesetzte wie Untergebene, wurden inzwischen in Österreich, Spanien und Guatemala freigesprochen. Der Polizeichef müsste sich demnach mit sich selber verschworen haben. Dass Sperisen die Opfer eigenhändig getötet habe, wie in der Anklage ursprünglich behauptet, wirft ihm mittlerweile auch die Genfer Justiz nicht mehr vor.

Der Fall Sperisen zeigt, wie schmal der Grat zwischen Rechtsprechung und Justizverbrechen sein kann. Die Anklage, die auf einer politisch kontaminierten Untersuchung im fernen Guatemala und auf widersprüchlichen Aussagen von gekauften Kronzeugen baut, stand von Anfang an auf tönernen Füßen. Durch eine voreilige Verhaftungsaktion setzte sich Staatsanwalt Yves Bertossa selber unter Erfolgsdruck. Und je länger die Haft dauerte, desto schwieriger wurde es, Sperisen freizusprechen. Zwei lange Jahre blieb der Haftfall beim Bundesgericht hängen. Wegen zahl-

reicher, zum Teil fundamentaler Mängel schickte man das Dossier schliesslich nach Genf zurück, wo der Prozess nun neu aufgerollt werden soll. Theoretisch gilt Sperisen nach wie vor als unschuldig. In der Praxis werden sich seine drei Kinder damit abfinden müssen, ohne ihren unschuldigen Vater aufgewachsen zu sein.

Zivile Verfahren sind in der Regel weniger dramatisch als Straffälle. Entsprechend selten wird in den Medien über sie berichtet. Doch auch Prozesse um Entschädigungen, Scheidungen, die Zuteilung von Kindern oder Erbteilungen können Leben vergiften und Existenzen vernichten. Und auch hier gilt: Gerade bei den umstrittenen und kniffligen Verfah-

---

## Bis ein Besuchsrecht zugesprochen wird, hat sich ein Kind von seinem Vater oft längst entfremdet.

---

ren, wo ein erlösendes Machtwort dringlich wäre, lässt sich die Justiz besonders viel Zeit. Bis ein Besuchsrecht endlich zugesprochen wird, hat sich ein Kind von seinem Vater oft längst entfremdet; bis ein finanzieller Anspruch durchgesetzt wird, ist der Begünstigte vielleicht längst bankrott; bis eine falsche Unterstellung offiziell richtiggestellt worden ist, interessiert sich kein Mensch mehr dafür.

## Justiz als Komplize des Rechtsbrechers

Die Schweiz legt viel Wert auf ihren Rechtsstaat – zu Recht. Doch auf der Suche nach der ultimativen akademischen Perfektion ging der Blick fürs Wesentliche verloren. Gerichte sind zuständig für die Wahrung von Rechtsfrieden und Rechtssicherheit. Nicht mehr und nicht weniger. Rechtsfrieden bedeutet, dass Konflikte zügig geschlichtet und Gesetzesbrecher zeitnah bestraft werden. Rechtssicherheit bedeutet, dass die Gesetze so ausgelegt werden, dass jeder vernünftige Bürger die Praxis nachvollziehen und sich danach richten kann. Dies wiederum bedingt klare und verständliche Urteile und Begründungen. Rechtssicherheit bedeutet aber auch, dass der Rechtsuchende innert nützlicher Frist zu seinem Recht kommt.

Recht haben und recht bekommen, das sagt jeder gute Anwalt seinen Klienten, sind zweierlei. Je länger ein Prozess dauert, desto grösser wird diese Kluft. Der anständige Anwalt wird seinem Klienten in einem ausufernden Prozess raten, auf eine berechnete Forderung zu verzichten, weil der Aufwand schnell grösser wird als der berechnete Gewinn. Der unanständige, vielleicht auch nur pflichtbewusste Gegenanwalt wird seinem Klienten hingegen raten, auf einer unberechneten Forderung zu beharren, weil die Zeit für ihn spielt. Die Justiz macht sich in diesem Fall zum Komplizen des Rechtsbrechers – Recht wird zu Unrecht, die Norm zur Willkür. ○

# Die Schweiz in der Subventionsfalle

Der Staat subventioniert inzwischen fast alles und gewisse Projekte manchmal sogar doppelt. Die *Weltwoche* präsentiert die geheime Streichliste von Bundesrat Ueli Maurer.

Von Hubert Mooser

Finanzielle Zuwendungen des Staates in Form von Subventionen sind auch in der Schweiz ein altbewährtes Herrschaftsprinzip. Es gibt Beiträge für fast alles, zum Beispiel, damit die Bevölkerung mehr liest, damit wir völkerrechtliche Verträge toll finden, damit Fahrende einen Abstellplatz bekommen. Im Auftrag des Bundesrates hat Finanzminister Ueli Maurer nun den Subventionsdschungel durchforstet.

Posten für Posten nahm seine Finanzverwaltung in den letzten Wochen unter die Lupe und erstellte eine Liste aller Subventionen inklusive Sparvorschlägen und Kommentaren. Ein solcher Subventionsbericht wurde vom Eidgenössischen Finanzdepartement (EFD) letztmals vor rund zwölf Jahren unter Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) erarbeitet. Gemäss dem aktuellen vertraulichen Bericht des EFD, welcher der *Weltwoche* vorliegt, fördert die Eidgenossenschaft heute mit 42 Milliarden an Subventionen pro Jahr alles nur Erdenkliche. Die Beiträge reichen von etwa 100 000 Franken bis zu Summen um die 787 Millionen Franken.

Rigoros will der Finanzminister vor allem bei den Kleinsubventionen ausholen. Das betrifft Gelder in Höhe von knapp 69 Millionen Franken – ein Tropfen auf den heissen Stein, gemessen an der Menge des gesamten Subventionsvolumens.

## 50 Millionen für Einhaltung der Gesetze

Wer ist betroffen vom Streichkonzert bei den sogenannten Bagatellsubventionen? Zum Beispiel das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Maurer will die 1,1 Millionen Franken, welche das EDA Jahr für Jahr für Aktionen zugunsten des Völkerrechtes einsetzt, kappen. Die Aufgaben würden bereits von anderen Mitspielern wahrgenommen, heisst es im Papier des EFD.

Die Stiftung Jean Monnet ist ein Liebling der Schweizer EU-Turbos. Monnet war einer der Gründerväter der Europäischen Union. Das EDA überweist der Stiftung jedes Jahr 199 200 Franken – dabei verfügt die Stiftung über liquide Mittel in Höhe von 1,2 Millionen Franken und wird zudem bereits vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) finanziert. Jetzt soll wenigstens der Anteil des EDA gestrichen werden.

Auch den Bundesbeitrag für das Schweizerische Rote Kreuz von 850 000 Franken könne man problemlos streichen, findet Maurers EFD. Er habe keine Auswirkungen auf die Organisation, der Zustupf betrage bloss ein Prozent des



Wo der Rotstift ansetzt, ist mit Widerstand zu rechnen: SVP-Bundesrat Maurer.



Im Visier: Freiberger Pferde (l.) und Campus Biotech in Genf.



Budgets. Die Kulturabteilung an die Stadt Bern, 1,016 Millionen Franken jährlich, fällt ebenfalls dem Rotstift zum Opfer. Gestrichen werden künftig auch 3 Millionen Franken für die Qualitätssicherung bei der Milch. Zu reden geben dürfte die Streichung von Subventionen für den Autoverlad. 2,5 Millionen Franken gibt der Bund Jahr für Jahr aus, damit am Oberalp 2200 Autos verladen werden.

Fast 50 Millionen Franken erhalten Schlacht- und Kälbergeburtbetriebe zur «Erfüllung gesetzlicher Pflichten». Mit anderen Worten: Der Bund zahlt hohe Beiträge als Anreiz dafür, dass die Schlachtbetriebe die Gesetze einhalten. Maurer will diesen Unsinn stoppen.

Bei den grösseren Subventionsbeträgen fasst der Finanzminister bloss Kürzungen ins Auge. Betroffen davon sind Ausgaben in der Höhe von 515 Millionen Franken. Bei der Landwirt-

---

Was die eine Hand nimmt, gibt die andere wieder zurück. Der grösste Teil bleibt unangetastet.

---

schaft bedeutet dies beispielsweise weniger Geld für Beratungsdienste, für Forschungsbeiträge und für die Pflanzen- und Tierzucht. Letzteres betrifft konkret etwa Subventionen für das Züchten von Freiberger Pferden.

Stichwort Bildung: Hier soll ein Teil der Beiträge an die kantonale französischsprachige Schule in Bern gestrichen werden. Der Bund finanzierte mit diesen Subventionen bisher auch die Schulbildung für die Kinder ausländischer Diplomaten. Dies will man laut EFD-Papier in Zukunft vermeiden.

Heute gibt der Bund für Forschungseinrichtungen von nationaler Bedeutung 105 Millionen Franken pro Jahr aus. Gemeint sind damit Einrichtungen wie der Campus Biotech, welcher direkt mit der ETH Lausanne verbunden ist. Das EFD will Beiträge an solche Institutionen kürzen, weil diese Forschungsstellen bereits via ETH-Kredite unterstützt werden.

Unter dem Stichwort «Aufgaben Schweiz als Gastland internationaler Organisationen» fördert die Eidgenossenschaft mit fast 23 Millionen Franken Stiftungen wie zum Beispiel die Genfer Fondation des immeubles pour les organisations internationales (Fipoi), obwohl diese jedes Jahr positive Rechnungsabschlüsse vorlegt. Die Stiftung vermietet unter anderem Lokalitäten zu günstigen Konditionen an internationale Organisationen. Auch hier will Maurer Gelder teilweise streichen.

### Kritische Überprüfung

Andere Subventionen mit einem Gesamtvolumen von 1,9 Milliarden Franken sollen lediglich überprüft werden. Betroffen sind hier etwa Aktionen der Entwicklungszusammenarbeit, bei denen der Staat 787 Millionen Franken einschiesst. Das Gleiche gilt für den Mitteleinsatz bei humanitären Tätigkeiten, der heute um 330 Millionen Franken verschlingt. Überprüft werden sollen auch die Subventionen für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit osteuropäischen Staaten (77 Millionen Franken) und die wirtschaftliche Entwicklungszusammenarbeit (227 Millionen). Auch die Subventionierung der Verlagerung des Gütertransportes von der Strasse auf die Schiene (150 Millionen) will man genauer anschauen.

Dass Finanzminister Maurer den Subventionsdschungel ausforsten will, ist grundsätzlich zu begrüssen. Trotzdem: Der grösste Teil bleibt unangetastet. Und dort, wo Maurer den Rotstift ansetzt, ist mit erbittertem Widerstand zu rechnen. Wie war das noch im letzten Jahr, als der Finanzminister die Zuwendungen von 400 000 Franken an das Berner Polit-Forum im Käfigturm streichen wollte? Einzelne Bundesparlamentarier wie Kurt Fluri (FDP) taten so, als ginge die Welt unter. Letztlich strich das Parlament zwar die Beiträge an den Betrieb des Polit-Forums, Maurer musste aber versprechen, dass der Bund die Lokalitäten der künftigen Trägerorganisation gratis und franko zur Verfügung stellt. So ist das halt in Bern: Was die eine Hand nimmt, gibt die andere wieder zurück. So bleibt alles, wie es ist, ganz nach dem altbewährtem Herrschaftsprinzip. ○



Verbale Gewalt: Rapper Greis und Bandkollege Poul Prügu alias Paul Meyrat.

## Justiz

# SRF-Jurist rappt gegen Rickli mit

Rapper Greis wiederholte die justiziablen Beleidigungen gegen SVP-Nationalrätin Natalie Rickli. Mit dabei: Paul Meyrat, Jurist beim Schweizer Radio und Fernsehen.

Simon Preisig, Lokalredaktor beim *Bund*, staunte am 11. September kurz vor 22 Uhr nicht schlecht. Er war Ohren- und Augenzeuge eines Konzertabends auf der Schützenmatte vor dem Berner Kulturzentrum Reitschule. Auf Twitter warf Preisig die Frage auf, wie sexistisch Berns linke Hip-Hop-Szene sei. Denn Rapper Greis und die Formation PVP «solidarisieren sich mit Rickli-ghört-gfigget-Rapper/innen». Es handelte sich dabei um drei von vierzehn Mitgliedern der «Chaos-truppe», die für ihren 2014 aufgenommenen Song inzwischen verurteilt worden ist (*Weltwoche* Nr. 37/17).

Journalist Preisig gebrauchte bei seinem Tweet ausdrücklich die Mehrzahl. Tatsächlich standen drei Interpreten von PVP auf der Bühne. Die Menge vor der Berner Reitschule habe auf die sexistische Aussage mit Jubel reagiert. Ein weiterer Twitterer schrieb, Greis habe gesagt, «figg d Natalie Rickli». Derselbe Greis alias Grégoire Vuilleumier hatte am diesjährigen Weltfrauentag «gegen Sexismus und Frauenhass» gesungen. Er kommt regelmässig in den Genuss von öffentlich finanzierten Preisgeldern und zwangskonzessionierten Medienauftritten beim Schweizer Radio und Fernsehen, speziell bei Radio SRF Virus.

### Poul Prügu ist Paul Meyrat

Neben Greis stand an diesem Abend sein langjähriger Bandkollege Poul Prügu auf der Bühne, ebenfalls Frontmann der Formation PVP. Poul Prügu heisst im bürgerlichen Leben Paul Meyrat und arbeitet als Jurist beim Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). Tagsüber verdient er einen ansehnlichen, öffentlich finanzierten Lohn bei SRF, abends stürzt sich der 38-Jährige in Rapperkluft und heizt den Teenagern vor der Reitschule ein – als Teil eines Kollektivs, das strafbare Aussagen verbreitet. Die gegen-

wärtige Diskussion über die «No Billag»-Initiative macht diese Konstellation zusätzlich brisant. SRF-Mitarbeiter Meyrat wirkt in einer Band mit, die mit verbaler Gewalt auf Nationalrätin Rickli losgeht – eine profilierte Kritikerin von SRG und SRF. Die *Weltwoche* hat SRF-Direktor Ruedi Matter mit ihren Recherchen konfrontiert und wollte von ihm wissen, wie er sich zum Fall Prügu/Meyrat stellt. «Es handelte sich um einen privaten Konzertauftritt in der Freizeit des Mitarbeiters. Zum Privatleben von Mitarbeitenden äussert sich SRF nicht. SRF missbilligt aber generell persönliche Angriffe und Verunglimpfungen», lässt Matter ausrichten.

### SRF-Direktor Matter schweigt

Die Frage sei erlaubt: Betreffen Auftritte in der Öffentlichkeit, die möglicherweise sogar bezahlt werden, wirklich nur das «Privatleben»? Das Schweizer Radio und Fernsehen hat jedenfalls die nebenberuflichen Tätigkeiten seiner Mitarbeiter sehr detailliert geregelt. Ob und wie SRF die Nebenbeschäftigung seines Juristen Meyrat aka Poul Prügu überhaupt genehmigt beziehungsweise geregelt hat, bleibt offen.

Die *Weltwoche* hat SRF-Direktor Ruedi Matter auch gefragt, wie er die Tatsache beurteilt, dass SRF-Jurist Paul Meyrat in einer Musikgruppe mitwirkt, die ausgerechnet SRG-Kritikerin Rickli demütigt, erniedrigt und belästigt. Darüber schwieg sich der verantwortliche CEO ebenso aus wie über die Frage, welche Massnahmen er zu treffen gedenke.

Sicher scheint: Ein Jurist bei einer privaten Anwaltskanzlei könnte es sich kaum erlauben, in einer Band mitzutun, die justiziable Formen von Frauenhass verbreitet. Beim Schweizer Radio und Fernsehen hält man sich offenbar beide Ohren zu.

Philipp Gut

# Das Erbe der Fliege

Er ist das neue Gesicht am Abstimmungssonntag des Schweizer Fernsehens: Der Politologe Lukas Golder löst Claude Longchamp als Cheferklärer am Bildschirm ab. Der 43-jährige Berner versteht seinen Job als «Handwerk» und spricht über die Schwächen der direkten Demokratie. *Von Philipp Gut*



«Mehr Dialog»: Politforscher Golder.

Heute kennt ihn noch kaum jemand, doch am Wochenende wird er Hunderttausenden von Zuschauern ein Begriff sein. Lukas Golder, Politologe und Co-Leiter des Forschungsinstituts gfs.bern, erläutert am Sonntag zum ersten Mal die Abstimmungsergebnisse im Schweizer Fernsehen. Jahrelang war dies die Domäne des schillernden Claude Longchamp, der «Fliege der Nation». Der joviale Deuter und Hansdampf in allen Gassen des Beratungs- und Kommunikationswesens trat nach 25 Jahren an der Spitze von gfs.bern zurück.

Wer ist der neue Mann, der das Erbe von Longchamp als Cheferklärer an den Bildschirmen antritt? Wie interpretiert er seine Aufgabe?

Ich habe Lukas Golder zehn Tage vor dem Urnengang dieses Wochenendes am Sitz des Instituts an der Effingerstrasse in Bern getroffen, das er zusammen mit Kompagnon Urs Bieri führt. Man muss Golder nicht lange fragen, er legt sofort los. Es sei schön, in einem so intensiven Abstimmungskampf, wie er um die Reform der Altersvorsorge entbrannt ist, mitdendrin zu sein. Sein Institut liefert im Auftrag der SRG die grossen Umfragen zu den eidgenössischen Vorlagen. Der Ausgang dürfte knapp ausfallen, kurz vor dem Urnengang will sich Golder nicht zu weit auf die Äste hinauslassen, was die Prognose des Resultats betrifft. Es sei zu erwarten, dass der Nein-Stimmen-Anteil am Schluss noch zunehme, aber man wisse nicht, ob die Unentschiedenen nicht doch einen «Kick in Richtung Ja» gäben.

Das Nein-Lager sei untypisch früh relativ stark gewesen, doch in den letzten Wochen habe es ein «Comeback der Regierungsposition» gegeben, mit gütiger Unterstützung der Leitmedien, zu denen der Bundesrat traditionell einen guten Zugang habe. Im gfs-Jargon nennt man dieses Szenario «The empire strikes back» (Das Imperium schlägt zurück).

Lukas Golder ist in Seftigen zwischen Thun und Bern aufgewachsen, sein Vater war Arzt und nahm ihn schon als Kind auf Visite mit. Die Studienwahl sei durch den Vater vorgezeichnet gewesen, der Sohn wollte denselben «Traumberuf» ergreifen. Doch er sei Opfer einer klassischen Fehlprognose geworden, wie er mit einem Lächeln anfügt. An einer Informationsveranstaltung des Inselspitals für interessierte Maturanden warnte man vor einer Ärzteschwemme und dem strengen Medizinstudium. Das brachte den Arztsohn auf andere Wege. Nach einigen Wochen Chemie ent-

deckte er die Politologie, angesteckt von seinem heutigen Geschäftspartner Urs Bieri, der einige Semester voraus war.

Für Politik und Politikwissenschaft hatte er sich schon zuvor interessiert, jetzt machte er sein Hobby zum Beruf. Dabei zeigte sich ein charakteristischer Zug, der sich bis heute erhalten hat: Golder interessierte sich weniger für eine akademische Karriere und die Theorie, er wollte mit seiner Tätigkeit auch Geld verdienen. Gfs.bern macht einen Umsatz von mehreren Millionen Franken jährlich. Die Mandate der SRG und vieler anderer Kunden, von Parteien über Verbände bis zu Unternehmen, sind ein Geschäft.

Im Militär war Golder Motorfahrer und Kommunikationsoffizier. 1998 nahm er an einem Einsatz der Uno-Gelbmützen in Bosnien teil. Die Schweizer, denen man als Neutrale vertraute, mussten mit Lastwagen Wahlboxen in ethnisch explosiven Gebieten abholen, die Stimmen wurden dann zentral unter Aufsicht in Sarajevo ausgezählt. Begleitet wurde der Konvoi von Polizisten und Soldaten der Stabilisation Force (Sfor) der Nato.

Schon 1999, während des Studiums, absolvierte Golder ein Praktikum bei gfs.bern, heute steht er an dessen Spitze. Die Politologie boome «wie verrückt», sagt er. Als er damit begonnen habe, sei das noch nicht absehbar gewesen. Das «Vorbild» von Claude Longchamp habe sicher geholfen. Es brauche die öffentliche Resonanz, damit ein Beruf als solcher wahrgenommen werde.

Seine Arbeit versteht Golder primär als «Handwerk». Es gehe darum, zu verstehen, wie sich die Bevölkerung oder bestimmte

bände in einem Abstimmungskampf. «Eine gewisse Anpassungsleistung wäre schon mein Wunsch», sagt Golder und präzisiert: eine Anpassung «in Richtung Bevölkerung». Er hofft, dass die mächtigen organisierten Player die Signale von unten ernst nehmen, die er und seine Kollegen mit ihren «Radarsystemen» auffangen.



«Vorbild»: Claude Longchamp.

Bloss: Ist auf die Methoden der Meinungsforscher wirklich Verlass? Die jüngsten Ereignisse wecken Zweifel: Bei der Wahl von US-Präsident Donald Trump und beim Brexit lagen praktisch alle professionellen Auguren spektakulär daneben. Golder reagiert auch auf diesen Einwurf gelassen. Man versuche, aus Fehlern und Unschärfen zu lernen. Diese entstünden vor allem dort, wo es zu einem Tabubruch in den Meinungen komme, wo sich die «Hauptdeutung eines Themas rapid verändert». Am fehleranfälligen sei die Zunft dann, wenn sie nicht erkenne, dass die Bevölkerung über ein solches Tabu intensiver reden wolle.

Zum Brexit sagt Golder: «Die Experten hatten eine mentale Barriere.» Zehn Tage vor der Abstimmung hätten die gemittelten Umfragen ein Patt von 46 zu 46 Prozentpunkten ergeben, bei 8 Prozent Unentschiedenen. Das Resultat war also völlig offen, und die Leute machten ihre Stimmabsicht transparent. Die Experten wollten es einfach nicht sehen, ihr eigenes *mindset* sei auf Status quo eingestellt gewesen («ja nichts ändern»). Golder überlegte damals einen Moment, ob er auf den Ausgang der Abstimmung wetten sollte, machte es dann aber doch nicht. Beim Tipp «Ja» hätte er gutes Geld gemacht.

#### Die Waffe der direkten Demokratie

Besonders spannend werde das Geschäft, wenn unterschiedliche Meinungen aufeinanderprallten wie bei der Trump-Wahl, so Golder. «Das war ein emotionaler Moment, der half, Junge für Politik zu interessieren.» Im Jargon nennt man das «populistische Aufladung» oder «emotionaler Antiregierungs-

reflex». Es finde eine höhere Mobilisierung statt bei Leuten, die sonst nicht oft abstimmten. Aber ist das nicht abwertend? Wenn Wissenschaftler von «Populismus» und «emotionalen Reflexen» reden, meinen sie es kaum positiv. «Ich bin nicht der Theoretiker», antwortet Golder mit einem rhetorischen Ausfallschritt. Er hoffe einfach, dass die Leute aufgrund von Argumenten entschieden. Es sei ihm ein Anliegen, dass beide Seiten in einem Abstimmungskampf gehört würden.

Mit der direkten Demokratie halte die Bevölkerung eine «extrem starke Waffe» in der Hand. «Es ist eine grosse Stärke der Schweiz, dass wir am Schluss abstimmen können», so Golder. Das Initiativrecht sei «an sich» grossartig. An sich? Da schwingt eine Portion Skepsis mit. Das Schöne an Volksinitiativen sei, dass sie «die ganze Parade in Bern so richtig herausfordern» und «die Elite von aussen ankickern», sagt Golder. Aber man müsse aufpassen, dass sich dieses Instrument nicht abnutzte. Alle grossen Parteien möchten teilhaben an der Macht und im Bundesrat vertreten sein, gleichzeitig setzten sie mit der Lancierung von Volksinitiativen gezielt auf die Mobilisierung der eigenen Klientel und machten Dauerwahlkampf. Das gelte besonders für die SVP.

Verbesserungspotenzial sieht der Politologe auch auf Gebieten, die nicht so sehr im Scheinwerferlicht stehen wie Volksabstimmungen. So würden Verordnungen immer wichtiger, dort sei die Beteiligung der Bevölkerung gering. «Vieles wird in den Hinterzimmern der Verwaltung und des Semi-Berufsparlaments entschieden.» Die klassischen Vernehmlassungen hätten an Bedeutung verloren, die grossen Lobbyorganisationen bräuchten sich schon früher in Vor- oder Vor-Vorvernehmlassungen ein. Hier wünschte er sich «mehr Dialog, also mehr Umfragen». Sagt's und lächelt verschmitzt. ○

## Im Gespräch mit Golder wird klar: Er will eine möglichst objektive Warte einnehmen.

Gruppen zu einem Thema stellten, welche Meinungen sie verträten und welche Dynamiken dabei spielten. «Ich verstehe mich als Diplomat der Bevölkerung gegenüber den Auftraggebern», formuliert Golder.

#### Trump, Brexit

Welche Rolle sieht Lukas Golder für sich in diesem Zusammenspiel der politischen und gesellschaftlichen Kräfte? Ist er ein neutraler Beobachter oder selbst ein Teilnehmer, der das Geschehen in der Arena prägt? Beeinflussen die Umfragen den Ausgang von Wahlen und Abstimmungen?

Im Gespräch mit Golder wird klar: Er will eine möglichst objektive Warte einnehmen. Schliesslich basiert der Erfolg des Instituts seit den Longchamp-Zeiten auch darauf, dass es mit Kunden von links bis rechts zusammenarbeitet. Sicher sei, dass die Umfragen die Akteure beeinflussten, also etwa Parteien oder Ver-

VALUES WORTH SHARING

«Wir legen Wert auf Unabhängigkeit, deshalb haben wir 1719 unser eigenes Land gegründet.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



lgt.ch/values



*Nicht alles, was stört, ist zu verbieten.*

---

# Nur keine Sittenpolizei

---

Burkas haben in der Schweiz nichts verloren. Dennoch mag ein Verbot der Gesichtsverhüllung nicht zu überzeugen. Es gibt geeignetere Mittel als staatliche Kleidervorschriften.

*Von Katharina Fontana*

Sie sind ein Aufreger erster Güte, obschon man sie in der Schweiz eigentlich nur als arabische Touristinnen im Berner Oberland oder als Sujet auf SVP-Abstimmungsplakaten sieht. Burkaträgerinnen sind in unserem Alltag nicht präsent; dass man im Tram neben einem gesichtslosen Stoffzelt Platz nimmt, unter dem sich – vermutlich – eine Frau verbirgt, kommt nicht vor. Und wenn doch, wäre es ein riesiger Zufall. Heute jedenfalls. Noch.

Das Initiativkomitee um den Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann, das letzte Woche seine Volksinitiative für ein Burkaverbot eingereicht hat, sorgt sich weniger um das Heute, sondern fürchtet um das Morgen: dass mit der muslimischen Migrationswelle ein archaisches Frauenbild nach Europa und in die Schweiz importiert wird. An der Burka soll deshalb ein Exempel statuiert und klargemacht werden, dass der ultraorthodoxe Islam, diese Absage an Aufklärung und Gleichberechtigung, bei uns nichts zu suchen hat.

Wie die Stimmbevölkerung über ein Verbot der Ganzkörperverhüllung denkt, darüber kann man nur spekulieren. Die Befindlichkeit ist jedenfalls nicht überall dieselbe: Während sich im Tessin 2013 zwei Drittel der Stimmenden für ein kantonales Burkaverbot aussprachen, lehnte die Glarner Landsgemeinde ein solches diesen Frühling mit ungefähr demsel-

ben Stimmenverhältnis ab. Klar ist jedenfalls, dass die Schweiz bei einer Annahme anders als bei der Minarettinitiative nicht mit herablassenden Kommentaren aus dem Ausland rechnen müsste. Andere waren schneller. In Frankreich ist die Vollverschleierung bereits seit 2011 untersagt, in Österreich wird sie es in Kürze sein, und in Deutschland ringt man noch darum. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat sein Placet für ein Burkaverbot bereits erteilt.

## Initiative trifft einen wunden Punkt

Dass Frauen nur vollverschleiert aus dem Haus gehen, dass sie die Welt in der Burka einzig durch ein vergittertes Sichtfeld oder im Nikab durch einen schmalen Sehschlitz wahrnehmen, steht völlig quer in einer freiheitlichen Gesellschaft. Darüber braucht man gar nicht zu diskutieren. Doch soll man diese Art der Verhüllung nur entschieden ablehnen – oder muss man sie auch rechtlich verbieten und Verstösse bestrafen? Die Meinungen darüber gehen auseinander, in allen politischen Lagern und gerade auch unter Frauen.

In der Debatte um den schwarzen Schleier kommen sich verschiedene Werthaltungen des Westens gegenseitig in die Quere. Es geht um Glaubensfreiheit, Gleichberechtigung der Geschlechter und darum, wo die Toleranz ihre

Grenzen hat. Hier Position zu beziehen, ist unbequem. Gewisse Kreise scheinen damit derart überfordert, dass sie sich auf das Initiativkomitee einschliessen. Es sei heuchlerisch, wenn sich rechtskonservative Politiker als Vorkämpfer für Frauenrechte gebärdeten. In Tat und Wahrheit gehe es ihnen nur darum, politisch gegen Muslime Stimmung zu machen und Ängste zu schüren. Das kann man so sehen, nur zielt diese Kritik an der Sache vorbei. Die Frage, ob die Schweiz die Vollverschleierung verbieten soll, trifft einen wunden

---

## Frauen in einer Burka lassen keinen Zweifel daran, dass sie die westliche Gesellschaft ablehnen.

---

Punkt, sie beschäftigt die Öffentlichkeit und ist deshalb berechtigt – egal, von wem oder aus welchen Motiven sie gestellt wird.

Um sich beim emotionalen Thema Burka nicht zu verrennen, sollte man sich der Sache möglichst rational annähern. In der Schweiz gehört es zur persönlichen Freiheit, sich so kleiden zu dürfen, wie es einem gefällt. Das öffentliche Tragen religiöser Symbole oder religiöser Kleidung steht zudem unter dem Schutz der Glaubensfreiheit; die Schweiz ist kein strikt laizistisches Land wie etwa Frank-



weiter. Vollverhüllte Frauen (sofern man denn einmal eine sieht) sind zwar eine Provokation, doch sorgen sie nicht für derart grosse Unruhe, dass man sie aus dem öffentlichen Leben verbannen müsste. Nicht alles, was stört, ist zu verbieten.

### Patriarchalische Haltung

Nun kann man argumentieren, dass es die verfassungsmässig garantierte Menschenwürde und die Gleichberechtigung der Geschlechter erfordern, die Frauen zu schützen. Die Burka sei frauenverachtend, der Staat müsse die Muslimin aus der männlichen Verfügungsgewalt befreien. Das mag gut gemeint sein, überzeugt aber auch nicht wirklich. Weiss man denn, ob die Musliminnen überhaupt befreit werden wollen? Ist man sich sicher, dass Frauen die Burka nur unter Zwang tragen?

Vor allem aber, und das ist der springende Punkt, handelt es sich dabei um eine doch ziemlich patriarchalische Haltung. Man wirft dem fundamentalistischen Islam zu Recht vor, über die Frauen zu bestimmen, und tut dasselbe. Der fundamentalistische Islam will die Frau in der Öffentlichkeit verhüllt sehen, der säkulare Staat will, dass sie sich unverhüllt zeigt. Der eine steckt die Frau unter die Burka, der andere zieht sie ihr aus. Letztlich läuft ein Burkaverbot auf eine Sittenpolizei hinaus, nur unter umgekehrten, westlichen Vorzeichen. Man muss keine übersensible Feministin sein, um dieses Herumgerre an den Frauen, diesen Herrschaftsanspruch über ihre Kleidung als stossend zu empfinden. Welch unhaltbare Folgen ein Kleiderdiktat haben kann, zeigte sich im Sommer 2016, als Frankreich kurz nach dem islamistischen Anschlag in Nizza ein Verbot des Ganzkörperanzugs Burkini an öffentlichen Stränden verhängte und Polizisten Musliminnen dazu aufforderten, sich zu entblößen. Egal, wie mittelalterlich einem die

islamische Bekleidung vorkommt: So geht es einfach nicht.

Auch wenn man sich mit einem Verhüllungsverbot nicht anfreunden mag, ändert das nichts daran, dass die Vollverschleierung in der Schweiz nichts verloren hat. Frauen in Burka oder Nikab lassen keinen Zweifel daran, dass sie jede Integration in die westliche Gesellschaft ablehnen, und zwar kategorisch. Sie entziehen sich komplett. Wer sich so verhält, wer nicht bereit ist, sich auch nur ansatzweise an die hiesige Lebensart anzupassen, der gehört nicht hierher. Der Hebel muss folglich in erster Linie beim Ausländerrecht angesetzt werden, also beim Entscheid, welchen Personen die Schweiz ein Aufenthaltsrecht gewährt und welchen nicht. Das trifft freilich nicht nur auf vollverhüllte Frauen zu, sondern auch auf hetzerische Imame. Auf muslimische Väter, die ihre Töchter vom normalen Schulbesuch abhalten. Auf Jugendliche, die ihrer Lehrerin den Handschlag verweigern. Auf Muslime, die bei Mohammed-Karikaturen rotsehen. Sie sind, anders als Burkaträgerinnen, hierzulande eine Realität, und sie sind das eigentliche Ärgernis.

### Wirksamere Mittel

Eine Absage an das Burkaverbot heisst also nicht, dass man nicht mehr zu den eigenen Grundwerten steht, sie mehr und mehr relativiert, bis schliesslich alles und jedes verhandelbar wird. Angesichts der Migration aus fernen Kulturkreisen wäre ein solches Verhalten fatal, unsere freiheitliche Gesellschaft stünde wohl bald auf verlorenem Posten. Nur hat der Staat eben andere, wirksamere Mittel zur Verfügung als Kleidervorschriften, um seine eigenen Massstäbe gegen eine radikale muslimische Minderheit zu verteidigen. Er muss deshalb nicht zum Sittenpolizisten werden. ○

reich, das alles Religiöse in den privaten Bereich verdrängt. Gleichzeitig stellen die persönliche Freiheit oder die Glaubensfreiheit keinen Freipass dar, der alles erlauben würde; Grundrechte können eingeschränkt werden, wenn dies erforderlich ist. Ist ein Verbot der Burka erforderlich? Kaum. Nüchtern betrachtet, lässt sich kein wirklich stichhaltiger Grund finden, warum man einer Frau verbieten sollte, sich in der Öffentlichkeit das Gesicht zu bedecken. Sicherheitsaspekte können schwerlich herangezogen werden: Bei den islamistischen Attentaten in Europa spielten Burkaträgerinnen keine Rolle, vielmehr waren es junge Männer, welche die Lastwagen steuerten oder die Bomben zündeten. Sich auf den öffentlichen Frieden zu berufen, führt ebenfalls nicht

**Bärenstarke Gaumenfreuden aus dem Nachbardorf.**

**FEINS VOM DORF**

**Volg**  
frisch und fründlich

**Gastronom Pierre Arn ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein «Bären Huus Dressing» wurde sogar mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Diese und weitere seiner Gaumenfreuden sind im Volg Weiach (ZH) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.**

*Volg. Im Dorf daheim. In Weiach zuhause.*

© swissstop BLM 0207/1

branding proze

# Surreale Heiligsprechung

Geht die Schweiz zugrunde, wenn die «No Billag»-Initiative angenommen wird? Eher würde die SRG unter der Last der viel zu hohen Erwartungen einknicken, die der Medienriesen schultern muss. *Von René Zeller*

Vorweg eine Klarstellung. In den Redaktionsstuben der Radiosender und Fernsehkanäle, die von der SRG betrieben werden, wird viel gute Arbeit geleistet. Newsjournalisten bilden täglich das lokale, regionale, nationale und globale Geschehen ab. Ansprechende Kulturformate sind auszumachen. Vom Lauberhorn und anderen Schauplätzen werden imposante Sportbilder ins Haus geliefert.

Sind einzig die Fernsehleute und Radiomacher der gebührenfinanzierten SRG in der Lage, hierzulande brauchbare Inhalte zu realisieren? Wer die Nationalratsdebatte zur «No Billag»-Volksinitiative verfolgte, wählte sich zuweilen an einer Heiligsprechung. Die Walliser Christlichdemokratin Viola Amherd rief in den Saal: «Die Annahme der Initiative oder des Gegenvorschlags verunmöglicht schlicht Meinungsbildungsprozesse, die wir als urdemokratische Grundfesten hier im Saal wohl nicht in Frage stellen wollen.» Ihr Solothurner Parteikollege Stefan Müller-Altermatt warnte, der Eidgenossenschaft drohe ein «zutiefst unpatriotischer Akt». Die Stimmberechtigten hätten die Wahl zwischen Abstimmungsinformation und Porno. Im Stakkato ging es weiter: «No Billag» sei eine «Zerstörungsinitiative», warnte die Grüne Regula Rytz. Der Sozialdemokrat Matthias Aebischer mutmasste, die Initianten wollten «nicht bloss die SRG schädigen oder gar vernichten, sondern primär auch den Weg für grosse private Geldgeber ebnen».

## Achtung, Dolchstoss!

Wie ein roter Faden zog sich der Warnruf durch das parlamentarische «No Billag»-Tribunal: «Achtung, der Willensnation Schweiz droht der finale Dolchstoss!» «Ohne SRG kein nationaler Zusammenhalt», hallte es vielstimmig durch den Nationalratssaal. Darüber hinaus müsse die nationale Radio- und Fernsehgesellschaft als Bollwerk gegen Fake News geschützt werden, mahnten die Zürcher Freisinnige Doris Fiala und SP-Fraktionschef Roger Nordmann im Gleichklang. Dass auch Eigennutz mitschwang, bekannte die Genfer Grüne Lisa Mazzone offenherzig. Ohne die medialen Schaufenster der SRG stünde sie jetzt kaum hier am Rednerpult.

Die Lobpreisung der SRG als unverzichtbares Schmiermittel der direkten Demokratie, als Trutzburg gegen die Verarmung des politischen Dialogs. Das ist, mit Verlaub, weit überzogen. Die Zukunft der Schweiz hängt nicht davon ab, ob die SRG weiterhin von allen



*Rettingsanker?* Das Schweizer Radio und Fernsehen installiert sich im Bundeshaus.

Haushalten und Unternehmen Zwangsgebühren einkassieren darf. Die Sender leisten einen wichtigen Beitrag zum Service public namentlich in jenen Sprachräumen, in denen nicht Deutsch gesprochen wird. Aber wer der

## Hat man daran gedacht, dass auch private Anbieter achtbaren Service public produzieren?

SRG gleichsam das Monopol auf Medienqualität zuspricht, verkennt die Realitäten.

Was leisten private lokale Radiosender? Sie verbreiten Nachrichten, die oftmals so lokal sind, dass die SRG-Radios gar nicht erst hinhören. Private Fernsehstationen kochen zwar mit wesentlich weniger Geldmitteln. Doch Diskussionsrunden oder recherchierte Beiträge sind oftmals kaum weniger würzig als die ge-

bührenfinanzierte Kost. Wenn Markus Gilli, Talkmaster von Tele Züri, seine Gäste in die Zange nimmt, ist das kurzweilig, kontrovers, informativ. Haben die vielen Parlamentarier, die Hymnen auf die SRG anstimmten, daran gedacht, dass auch private Anbieter achtbaren Service public produzieren?

## Was die Schweiz zusammenhält

In der Debatte um die Zukunft der SRG wird unredlich argumentiert. Die Schweiz war bis anhin stolz auf ihre vielstimmige Medienlandschaft. Jetzt verengen Politiker den Blick plötzlich darauf, dass ohne SRG die Medienvielfalt zugrunde geht. Das ist respektlos gegenüber den privaten Verlagshäusern, die Inhalte primär auf Papier verbreiten – und immer stärker auf digitalen Kanälen. Lokale Titel leisten Service public auf lokaler Ebene, Regionalblätter, Sonntagszeitungen und Wo-

chentitel verbreiten ebenfalls nicht nur seichte Belanglosigkeiten.

Womit wir bei der Willensnation angelangt sind. Was hält die Schweiz zusammen? Zu nennen sind in erster Linie unsere einzigartigen demokratischen Spielregeln, die damit einhergehende Möglichkeit zu direkten Einflussnahmen mittels Volksinitiative und Referendum. Als Klammerfunktion dient sodann die landesweit praktizierte Gemeindeautonomie. Die föderalistische Struktur ermöglicht Kantonen und Regionen, ihre Eigenarten zu pflegen. Gleichzeitig wird via Finanzausgleich Solidarität über Kantonsgrenzen hinweg eingefordert. Kulturinstitutionen von nationaler und sprachregionaler Strahlkraft kitten das schweizerische Selbstverständnis.

Diese und weitere Klammern befestigen die Willensnation Schweiz. Wer aber kann ernsthaft von der SRG verlangen, dass sie der Rettungsanker der Eidgenossenschaft sein muss? Die SRG wird im Alleingang nicht in der Lage sein, den Service public in allen Regionen und Talschaften sicherzustellen. Die SRG selber muss im Gegenteil interessiert sein an einer friedlichen Koexistenz mit den privaten Medienbiestern. Sie kann niemals zum Atlas mutieren, der die Verantwortung für die öffentliche Debatte alleine schultert.

### Reisserisch und falsch

Die Grünen haben in einem vor kurzem publizierten Positionspapier verlangt, die SRG solle künftig auf kommerzielle Werbung verzichten müssen. Die privaten Verleger fordern seit langem, es stehe der SRG nicht zu, auf ihren Online-Plattformen Texte zu verbreiten und so die etablierten Zeitungsverlage zu kannibalisieren. Dahinter steht die legitime Überzeugung, dass die Freiheiten der öffentlich-rechtlichen SRG auf ein Mass zurückgestutzt werden sollen, das Medienwettbewerb auch künftig zulässt.

Solche Forderungen sind nicht Lichtjahre entfernt von der Forderung der «No Billag»-Initianten, gemäss der die SRG in den freien Markt zu entlassen sei. Das mag realpolitisch überzogen sein und aus der Sicht von Sprachminoritäten bedrohlich anmuten. Aber es ist reisserisch und obendrein falsch, wenn der ehemalige Walliser CVP-Staatsrat und neue SRG-Präsident Jean-Michel Cina im Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger* behauptet: «Die SRG erlebt zum ersten Mal eine Initiative, die direkt auf ihre Abschaffung zielt.»

Bestandteil der Willensnation Schweiz ist auch die Medienvielfalt. Diese wird nicht gestärkt, wenn die Politik der SRG einen Heiligenschein überstülpt. Es muss gelingen, den Pegel des Gebührentopfs so weit zu senken, dass daneben private Medien nicht ertrinken. Diese Forderung ist kein «zutiefst unpatriotischer Akt», wie Jean-Michel Cinas Parteifreund Stefan Müller-Altermatt poltert. ○

## Neue Medien

# Alles für Facebook, Instagram & Co.

Nach dem Internet nun die Social Media: SRF überflutet das Netz mit Webvideos. Der Auftrag dazu ist schwammig, die Kosten dafür kennt offenbar niemand. *Von Alex Reichmuth*

**F**ood & stories» heisst die neueste Serie von Webvideos, die das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) über Social-Media-Kanäle wie Facebook oder Instagram verbreitet. Der «Food-Blog» solle jungen Leuten «Lust machen auf gesunde, ausgefallene und trotzdem simple Rezepte zum Nachkochen», teilte das Unternehmen Anfang September mit.

Das Angebot ist das jüngste einer ganzen Reihe im Bereich «Junge Zielgruppen», die SRF letztes Jahr gestartet hat. Weil die Jugend das Fernsehschauen und Radiohören verschmählt und stattdessen auf Kanäle wie Twitter und Snapchat steht, fühlt man sich bei SRF befugt, nach dem klassischen Internet nun auch die Social Media zu erobern. Schon im letzten Herbst wurde «Andrea's Future Food Lab» lanciert, wo man in kurzen Filmchen sehen kann, wie prominente Gäste auf «irritierende Nahrungsmittel» wie Mehlwurm-Panna-Cotta oder Grillen-Wurst reagieren. Kurz darauf folgte die Serie «True Talk» – laut den Machern mit dem Ziel, Menschen vor die Kamera zu bringen, «die mit Vorurteilen anderer zu kämpfen haben». Man durfte etwa die intimen Geständnisse einer Pornodarstellerin oder eines Drogenjunkies erfahren. Danach startete die Web-Serie «Inked», die sich um tätowierte Menschen dreht. Wenig später ging die Serie «How I met my Schätzli» online, wo Pärchen von den «süssen Geheimnissen» ihrer Beziehung erzählen. Politisch stets korrekt, durfte man auch einem lesbischen und einem schwulen Pärchen zuhören. Die Videos sind mit nur gut zwei Minuten so kurz wie ein Film-Trailer. Von Tiefgang kann keine Rede sein.

«Hohe Nutzerwerte» Dennoch lobte sich SRF im letzten Frühling, anlässlich einer «Zwischenbilanz» zu den neuen Angeboten. Von «hohen Nutzerwerten» und einer grossen «Akzeptanz innerhalb der angestrebten Zielgruppe» war die Rede. Im April startete SRF «Nouvo – News zum Liken, Teilen und Kommentieren», eine Serie von bebilderten Textbotschaften, die speziell für Facebook, Twitter und Instagram konzipiert sind. Die kurzen Videos haben stets einen erzieherischen Unterton: «Die Überlebenschancen von Schmetterlingen in der Stadt sind stark reduziert», erfährt man

etwa. Oder, unter dem Titel «Die Schweiz auf dem Thron», dass es zwar eine «Liebesgeschichte» zwischen unserem Land und dem Toilettenpapier gebe, dabei aber die Umwelt «das Nachsehen» habe.

Derzeit gleist man am Leutschenbach das neue Social-Media-Format «18 – die Welt von heute» auf. SRF sucht dabei nach Jugendlichen mit Geburtsjahr 2000, die ihren Alltag über Online-Tagebücher publik machen wollen. In dieser Sache wurden mehrere Jungparteien von einer Produktionsfirma kontaktiert, die von SRF beauftragt ist.

### «Warten Sie ab»

Im Radio- und Fernsehgesetz ist keine Rede von Angeboten im Internet oder auf Social

Media. «Die SRG erfüllt den verfassungsrechtlichen Auftrag im Bereich von Radio und Fernsehen», lautet dort der Programmauftrag. Doch der Bundesrat hat der SRG-Konzession 2013 einen Artikel namens «Online-Angebote» beigefügt. «Bei Online-Inhalten ohne Sendungsbezug sind Textbeiträge in den Sparten News, Sport und Regionales/Lokales auf höchstens 1000 Zeichen beschränkt», heisst es dort. Weil audiovisuelle Inhalte nicht explizit beschränkt sind, gibt sich die SRG eine Art Freipass, unbegrenzt im Netz tätig zu werden. «Die Jungen ansprechen» genügt dabei stets als Argument, um das forcierte Angebot zu rechtfertigen – unabhängig davon, ob dieses eine Service-public-Funktion hat. Weil die Gruppe der Jungen auch Gebühren zahle, «soll sie spezifische Angebote für ihre Bedürfnisse erhalten», schreibt SRF. So ist die Logik am Leutschenbach: Zuerst verpflichtet man alle zu Zwangsabgaben, dann beglückt man sie mit Programmen.

Wie viel die neuen Angebote im Netz kosten, ist nicht zu erfahren. «Da SRF die Konvergenz lebt und weitgehend trimedial arbeitet, ist eine Aufschlüsselung, welche redaktionellen Kosten welchem Verbreitungsweg zugeordnet werden, ziemlich anachronistisch», schreibt das Unternehmen auf Anfrage. Sicher scheint nur: Es soll im Bereich Social Media noch viel mehr werden. Weitere Initiativen im Bereich Junge würden folgen. «Warten Sie ab», kündigte der neue SRG-Präsident Jean-Michel Cina in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* an. Es tönt fast wie eine Drohung.



Mehlwurm-Panna-Cotta.



Links-grüne Toleranzpolitik: brennendes Auto in der Stadt ...



... sogenannter Wagenplatz als Widerstandsnest im Klybeck.

# Basel brennt

In der drittgrössten Schweizer Stadt wurden in den letzten Monaten mehrere Autos und ein Bagger angezündet. Besonders betroffen ist die Baufirma Implenia. Die Spur führt in die linksextreme Szene.

Von Mischa Hauswirth

Immer geschieht es nachts. Und immer ist die Täterschaft weg, bevor Polizei und Feuerwehr eintreffen. Der jüngste Vorfall ereignete sich in der Nacht auf Montag, den 4. September. Luigi Vitale stand an seinem Küchenfenster im Basler St.-Johann-Quartier und blickte nach Mitternacht zufällig auf die Strasse, als er ein zischendes Geräusch hörte. Sofort sah er die helle Flamme, die aus der Front eines weissen Kombis loderte. «Ich schlug Alarm und versuchte den Brand von oben mit vier Eimern Wasser zu löschen», erzählte Vitale der *Basler Zeitung*. Das Auto habe das Logo der Firma Swisscom getragen.

Es war nicht der einzige Autobrand an diesem ersten Septemberwochenende. Eine Nacht zuvor hatte jemand bei einem Auto so gezündelt, dass sich das Feuer langsam entwickeln konnte und er genügend Zeit hatte, unerkannt zu fliehen. Objekt der Brandstiftung war in diesem Fall ein Auto an der General-Guisan-Strasse nahe der Schützenmatte gewesen. Der Sprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt hielt tags darauf nüchtern fest: «Es handelt sich um ein ziviles Auto der Polizei.»

Das ganze Jahr schon brennen in Basel immer wieder Autos. Ende Februar war es an der Schützenmattstrasse ein VW Touran, der in Flammen aufging. Und an der Gellertstrasse brannten ein Ford Focus und ein VW Polo. Anfang März zündeten Unbekannte am Wiesendamm einen Skoda Octavia an, und im Mai brannten ein Ford Fiesta sowie ein Iveco-Lie-

ferwagen. Warum genau diese Fahrzeuge ausgesucht wurden, kann die Polizei nicht sagen. Die Sachschäden belaufen sich inzwischen auf mehrere hunderttausend Franken.

## Gegen «Knastprofiteure»

In Basel darf immer noch nicht ausgesprochen werden, was hinter vorgehaltener Hand längst klar ist: Diese Autos brennen nicht einfach von selbst, dafür gäbe es ohnehin kaum eine technische Erklärung. Vielmehr dürfte es sich um eine Anschlagsserie handeln. Und diese Serie steht in Zusammenhang mit der links-grünen

## «Letzte Nacht haben wir in Basel ein Zivildfahrzeug der Basler Polizei angezündet.»

Toleranzpolitik des Parlaments und der Regierung, was die Hausbesetzer und sogenannten Freiraumaktivisten betrifft.

Die Linksextremen selber haben sich zu den Brandstiftungen bekannt. Auf ihrer Kampfwebsite *Barrikade.info* schrieben sie am 3. September: «Letzte Nacht haben wir in Basel ein Zivildfahrzeug der Basler Polizei angezündet.» Nun könnte man einwenden, dass mit einem Fall noch lange nicht eine ganze Serie bewiesen ist. Allerdings lassen die von Linksextremen veröffentlichten Posts eindeutige Schlüsse zu: Im Mai dieses Jahres war der Erweiterungsbau des Gefängnisses Bässlergut

unweit des deutsch-schweizerischen Grenzübergangs Otterbach das Ziel von Brandstiftungen, dort wurde ein Bagger angezündet. Beim Bauprojekt entstehen neue Gefängniszellen, unter anderem für falsche Flüchtlinge, die in ihre Heimat zurückgeschafft werden müssen, weil sie kein Bleiberecht erhalten und das Land nicht freiwillig verlassen wollen. Linke Gruppierungen wollen das verhindern und veröffentlichten eine Liste mit Firmen, die sie als «Knastprofiteure» bezeichnen. «Zwei Implenia-Autos tiefer gelegt», heisst es schnippisch auf *Barrikade.info*, wo mit einer weiteren Tat geprahlt wird: Man habe bei zwei Implenia-Autos die Reifen aufgestochen.

Das linksextreme Netzwerk agiert nicht nur in Basel. In der Nacht auf den 20. Juni wurde in Zürich ein Brandsatz unter einem Implenia-Lieferwagen gezündet, dieser brannte komplett aus. In die Serie reiht sich überdies das brennende Fahrzeug einer Sanitärfirma ein, die Aufträge beim Basler Bässlergut angenommen hat. Der Firmenwagen wurde gezielt vor dem Haus in Brand gesteckt, wo Sicherheitsdirektor Baschi Dürr (FDP) wohnt.

Ein Elektronunternehmen bekam den Zorn der Linksextremen ebenfalls zu spüren. «Beim Lastwagen auf dem Vorplatz wurden alle Pneus gestochen, die Werbeplache wurde aufgeschlitzt und die Front mit Farbe versprüht. Die ganze Fassade des Gebäudes wurde ebenfalls mit Farbe versprüht und der Spruch «Das ist eine Warnung: Stop Bässlergut!» hinzuge-

schrieben», so anonyme Autoren. Zu reden gibt in Basel auch folgender Vorgang: In der Neujahrsnacht von 2016 entfachten Hausbesetzer während einer illegalen Party in der St.-Johanns-Vorstadt auf der Strasse ein so hohes Feuer, dass sich der Asphalt verflüssigte. Die anrückende Feuerwehr brauchte Polizeischutz, weil sie von den meist linken Partyteilnehmern mit Steinen beworfen wurde. Ein Gerücht hält sich seither hartnäckig: Söhne und Töchter namhafter Basler Politiker seien an dieser Party gesehen worden, und deshalb sei die Polizei nur zögerlich gegen den Mob vorgegangen.

### Zugeständnis an Freiraumaktivisten

Hausbesetzungen, unbewilligte Demonstrationen, Brandstiftungen, Sachbeschädigungen – die Fäden laufen auf dem sogenannten Wagenplatz im Klybeck zusammen. Dort hat der rot-grün dominierte Regierungsrat an die Freiraumaktivisten ein Zugeständnis gemacht und ihnen einen Fleck eines ehemaligen Tanklagerareals für ihre Vorstellung von Kultur und Gemeinschaftsleben überlassen. Es stehen Baracken und Wohnwagen herum, Schrottkarren und Rostlauben, alles ist eingezäunt und abgeschottet. Polizei oder Verwaltung haben inoffiziell keinen Zutritt, weil die Aktivisten nicht provoziert werden sollen. Wer dort verkehrt, gehört zu einem ausge-

wählten Kreis. Jemand, der schon bei den Treffen auf dem Wagenplatz dabei gewesen ist, berichtet von extremem Misstrauen und einer paranoiden Furcht vor Spitzeln. Kritiker vermuten dort schon lange das linksextreme Widerstandsnetz, von dem aus die Aktionen koordiniert werden.

Ein langjähriger hoher Verwaltungsmitarbeiter, der anonym bleiben will, weil er Sanktionen befürchtet, erzählte in einem vertraulichen Gespräch, dass auf diesem Wagenplatz auch die Kinder von gewissen Basler Politike-

### Selber wohnen sie im Nobelviertel auf dem Bruderholz, geniessen die Vorzüge eines Wohlstandslebens.

rinnen und Politikern verkehren, angeblich wegen der tollen Partys. Selber wohnen sie in Nobelviertel auf dem Bruderholz, geniessen die Vorzüge eines Wohlstandslebens, aber im Kleinbasel hissen sie die Fahne des schwarz-roten Widerstands und singen das Loblied auf die Anarchie. «Die Gesellschaft bezahlt bei diesen Jungen den Preis für die Erziehungsverweigerung der Eltern», sagt der Insider.

Die Basler Staatsanwaltschaft weiss, dass sie sich in einem besonderen politischen Umfeld bewegt. Basel ist nicht nur eine Stadt, in der alles für Velofahrer und alles gegen Autofahrer

gemacht wird; am Rheinknie geniessen Personen aus dem linken Aktionsumfeld beträchtliches Wohlwollen. So wird im Grossen Rat von der Linken immer wieder gegen die Polizei und den Staatsschutz gewettert, ein konsequentes Vorgehen gegen den Wagenplatz würde sofort politische Vorstösse und Proteste nach sich ziehen.

Offiziell gilt überall der Rechtsstaat. Peter Gill, Mediensprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt, sagt auf Anfrage, eine Fachgruppe der Kriminalpolizei sei intensiv am Ermitteln. Im Fokus stünden Brandstiftungen, Sachbeschädigungen, Nötigung und öffentliche Aufforderung zu Verbrechen oder Gewalttätigkeit. «Zurzeit handelt es sich um mehrere Dutzend Verfahren», sagt Gill. «Wir gehen von einer linksextremen Täterschaft aus.» Nähere Angaben gibt es keine. Auch nicht dazu, ob es im Zusammenhang mit diesen Brandstiftungen schon zu Verhaftungen gekommen ist.

Dass irgendwann wieder ein Auto angezündet wird in Basel, ist sehr wahrscheinlich. Und es wird wohl wieder heissen: «Täterschaft unbekannt».

Mischa Hauswirth ist Redaktor der *Basler Zeitung* und Polizeiberichtersterter.



Meister  
Werk

## Cum Laude 2013

Toscana igt  
Castello Banfi – Toscana

Würdige Hommage an die Toscana.  
Dicht und verführerisch.  
Mit herrlichen Brombeernoten.  
Samtig – «fast ewig» der Ausklang.

*Arudi Bindella*

CHF **14.80** netto  
statt 18.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 10.10.2017

*Bindella*  
la vita è bella





*Mehr und mehr wird von Bern bestimmt, wie die Schweiz aussehen soll.*

## Lenken von oben

Bundesrätin Doris Leuthard will das Raumplanungsgesetz im Eiltempo revidieren. Der Bund soll auf Kosten der Kantone an Macht gewinnen.

*Von Beat Gygi und Thomas Kuhlenbeck (Illustration)*

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist gegenwärtig voll auf den neuen Bundesrat und die Abstimmung über die Altersvorsorge gerichtet, das bietet der Verwaltung günstige Gelegenheiten, quasi im Schatten des Geschehens eigene Vorhaben nach eigenen Vorlieben voranzutreiben. Raumplanung tönt trocken und unverfänglich, da kann ein Bundesamt brisante Tatsachen schaffen, ohne gross Aufsehen zu erregen. Das Departement Umwelt, Verkehr Energie und Kommunikation (Uvek) von Bundesrätin Doris Leuthard hat Ende August eine Ende Juni eröffnete Vernehmlassung zur zweiten Etappe der Revision des Raumplanungsgesetzes abgeschlossen, bald wird sich zeigen, wie die Rückmeldungen in den bundesrätlichen Vorschlag Eingang finden. Die Einreichungsfrist für die Stellungnahmen fiel in die Sommerpause und war kurz, wer seine Meinung geltend machen wollte, musste sich beeilen.

Leuthard begründet diesen Zeitdruck damit, dass die jüngste Vernehmlassung lediglich eine Ergänzung zu einer früheren Vernehmlassungsrunde darstelle, die von Dezember 2014 bis Mai 2015 gedauert hatte, die jüngste Umfrage sei also nur eine Ergänzung, die man nun rasch ins Gesamtpaket einbauen müsse. Ursprünglich wollte sie die entsprechende Botschaft zur zweiten Stufe der Raumplanungsgesetzes-Revision dem Parlament noch vor Beginn der Wintersession vorlegen, und zwar etwa zusammen mit der bundesrätlichen Botschaft zur Volksinitiative «Zersiedelung stoppen – für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung», der sogenannten Zersiedelungsinitiative. Das Argument für diese Kombination: Der zweite Teil des Raumplanungsgesetzes decke zum Teil ähnliche Themen ab wie die Zersiedelungsinitiative, deshalb sollen die beiden Pakete parallel behandelt werden.

Wie sieht das Ganze im grösseren Zusammenhang aus? Der grosse Schlag erfolgte im März 2013, als die Revision des Raumplanungsgesetzes (RPG) in einer Volksabstimmung in Konkurrenz gegen die sogenannte Landschaftsinitiative angenommen wurde. Die RPG-Revision führt im Grossen und Ganzen dazu, dass die Raumentwicklungspolitik in der Schweiz in mancher Hinsicht auf der Bundesebene zentralisiert wird. Es wird mehr und mehr von oben bestimmt, wie die Schweiz aussehen soll. Der erste Teil der Revision wurde im Mai 2014 in Kraft gesetzt, und seit da arbeiten die Kantone und Gemeinden an der Umsetzung der neuen Regeln zur Raumnutzung. Die Kantone müssen die vom Bund kommenden Vorgaben in ihre Richtpläne einarbeiten – erst ein gutes halbes Dutzend sind damit fertig –, und auf der Ebene darunter müssen die Gemeinden ihre Nutzungspläne auf das

ausrichten, was von oben gesagt wird. Bildlich kann man sich die Politik so vorstellen, dass in Bern ein grosser Turm steht, von dem aus der Chef-Raumplaner mit dem Megafon seine Befehle in die Runde ruft, die für Kantone und Gemeinden verbindlich sind. Ein wichtiger Befehl der ersten Revisionsstufe lautet etwa so: «Im Siedlungsgebiet müsst ihr die Nutzung verdichten, ausserhalb müsst ihr überdimensionierte Bauzonen reduzieren!»

### Bunter Entwurf

Kantone und Gemeinden haben seither täglich daran zu kauen, vieles ist noch nicht erledigt, es gibt Gemeinden, die noch riesige Flächen zurückzonen müssen, dabei wird der Ausgleich zwischen Verlierern und Gewinnern bei Baulandverschiebungen hoheitlich geregelt. Kürzlich wies Reto Lindegger, Direktor des schweizerischen Gemeindeverbands, darauf hin, dass das Thema Raumentwicklung in den Gemeinden weitherum grosse Unruhe erzeuge. Lokale Politiker fühlten sich zunehmend

## Das Ergebnis der Vernehmlassung von 2015 war verheerend für die Verwaltung.

eingengt durch Gesetze, die auf Bundesebene erlassen würden und über die Anpassung der kantonalen Vorschriften dann auf die Gemeinden einwirkten. Dass man zum Umgang mit Bauland, Kreiseln oder Parkplätzen immer häufiger die Obrigkeit fragen muss, gilt für viele als Bedrohung der Gemeindeautonomie.

Jetzt zieht das Departement Leuthard mit dem Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) die Schraube aber noch weiter an. Nun soll nämlich der zweite Teil der Gesetzesreform durchgeboxt werden. Den ersten Anlauf zu dieser zweiten Phase nahm die Bundesverwaltung 2014, also kurz nach Inkrafttreten der Regeln zur ersten Stufe. Ende 2014 gab der Bundesrat für die zweite Etappe einen Entwurf in die Vernehmlassung, der viele neue Ziele, Aufgaben, Arbeitsweisen mit umfassender Koordination von Bund, Kantonen und Gemeinden in der Raumplanung forderte. Man wollte die geordnete räumliche Entwicklung in sogenannten funktionalen Räumen, also Räumen, die wirtschaftlich, gesellschaftlich oder ökologisch eng miteinander verflochten sind und sich gegenseitig ergänzen. Es ging um Anliegen wie Erhaltung der Biodiversität, sparsame Nutzung der Energieressourcen, Schutz von Menschen und Sachwerten vor Naturgefahren, Bereitstellung von ausreichendem Wohnraum für Haushalte mit geringem Einkommen, Verkehrssysteme mit optimal verknüpften Verkehrsträgern und vieles mehr.

Den Kantonen wurden in diesem bunten Entwurf zudem viele Richtplaninhalte aus-

föhrlich vorgegeben, so zu den Themen Verkehr, Landwirtschaft, Wald, Natur und Landschaft, Fruchtfolgeflächen, Naturgefahren, Energie, Versorgung und Entsorgung, ja schliesslich auch zum Untergrund, also dem, was unter der Bodenoberfläche ist. Zur Sprache kamen auch Bewilligungen fürs Bauen ausserhalb der Bauzonen. Vorgesehen waren schliesslich regelmässige Berichte der Kantone an den Bund über die räumliche Entwicklung und die Umsetzung ihrer Richtpläne.

Das Ergebnis der Vernehmlassung von 2015 war verheerend für die Verwaltung. Alle Kantone ausser Basel-Stadt lehnten den Entwurf ab. Unter den Befürwortern waren noch ein paar Parteien, Verbände und Organisationen der linken Seite und des Naturschutzes, aber die grosse Masse wies die Vorlage zurück, dies mit vielfältigen Argumenten: Es bestehe kein ausgewiesener Revisionsbedarf, es sei verfrüht, das Raumplanungsgesetz schon wieder zu ändern, noch seien die Erfahrungen aus der ersten Etappe nicht klar, eine übergeordnete Strategie sei nicht erkennbar, die Vorlage sei überladen, enthalte viel zu viele Detailregelungen, sie dürfe nicht Verordnungsinhalte auf Gesetzesstufe heben, sondern müsse ein Rahmengesetz bleiben. Viele sahen durch die ganzen Steuerungsversuche von oben den Föderalismus verletzt und die Anliegen der Wirtschaft zu wenig berücksichtigt.

Diese breite Ablehnungsfront hat Leuthard allerdings nicht dazu gebracht, das Vorhaben zurückzuziehen, nein, sie versucht es jetzt einfach mit einer umgebauten Version, eben mit der diesen Sommer so hastig durch die Vernehmlassung geschickten Vorlage. Diese enthält weniger Steuerungsinstrumente als die Version von 2014 und ist dafür stärker auf das Bauen ausserhalb der Bauzonen konzentriert. Die Verwaltung will den Kantonen da-

bei künftig mehr Entscheidungsspielraum geben, damit besonderen Bedürfnissen besser Rechnung getragen werden könne. Aber im Kern ist die Vorlage weiterhin auf eine umfassende Steuerung von oben, auf die weitgehende Koordination von Bund, Kantonen und Gemeinden und damit auf eine Schwächung des Föderalismus und der Eigenständigkeit der Kantone und Gemeinden ausgerichtet.

Die Antworten der Wirtschaftsverbände des Gemeindeverbandes oder der politischen Parteien FDP und SVP waren auch dieses Mal ablehnend. Vor allem versteht niemand, warum der neue Versuch im Schnellverfahren durchgedrückt werden soll, um die Vorlage zusammen mit der Zersiedelungsinitiative den Parlamentariern zuzuleiten, hatte der Bundesrat doch vorher beschlossen, die Volksinitiative ohne direkten oder indirekten Gegenvorschlag zur Ablehnung zu empfehlen.

### Mehr Terrain für staatliche Gestaltung

Leuthards Departement hat nun den Fahrplan geändert und für die Vorlage der RPG-Revisions-Botschaft den nächsten Frühling ins Auge gefasst. Offen ist noch, ob diese im Parlament parallel mit der Zersiedelungsinitiative zur Behandlung kommen soll. Diese Idee aus dem Sommer kann aus Departementssicht durchaus attraktiv sein. Leuthards Revision würde Kantone, Gemeinden und Bürger zwar einengen – aber wenn diese gegen eine überrissene Zersiedelungsinitiative ins Rennen der parlamentarischen Debatte geschickt wird, kann dies dazu führen, dass die Bundesrats-Lösung als kleineres Übel als Alternative zum viel radikaleren Regime angenommen wird. Im Energiesektor und in der Umweltpolitik hat Leuthard ja schon gezeigt, wie sich der Spielraum des Zentralstaates ausweiten lässt. ○

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Mindestlöhne: Bundesgericht untergräbt den Volkswillen

ab Montag, 25. September 2017,  
täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:



und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Wo Berset irrt

Der SP-Gesundheitsminister will erneut in den Arzttarif eingreifen. Das wird die Medizin markant verändern. Zum Nachteil der Patienten.

Von Roland Schmoker und Marc Baltensperger

Um der steigenden Krankenkassenprämien Herr zu werden, sieht sich die Politik immer wieder genötigt, aktiv zu werden. Sie macht dabei von ihrem Recht Gebrauch, nötigenfalls per Verordnung in das System einzugreifen; sei es durch Festlegung von Taxpunktwerten, das Erstellen von Spitallisten oder – wie nun seitens des Departements von SP-Bundesrat Alain Berset – in einer breitflächigen Kürzung des ambulanten Arzttarifes (Tarmed). Dabei waren alle bisherigen Tarifeingriffe bereits problematisch. Die Akzeptanz in den Medien und der Bevölkerung für diese staatlichen Eingriffe holte sich die Politik jeweils unter Vorspiegelung einer Prämienreduktion. Allerdings ist jeweils stets das Gegenteil eingetreten. Keine Massnahme konnte den alljährlichen Prämien Schub nachhaltig verhindern oder auch nur verlangsamen. Ein Blick zurück in die jüngere Geschichte des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) zeigt aber, dass alle Massnahmen zu spürbaren Beeinträchtigungen für die Patientinnen und Patienten geführt haben.

Bereits der erste staatliche Eingriff des Departements Berset in den ambulanten Arzttarif im Jahr 2014 führte zu Mehrkosten im Gesundheitssystem. Ausserdem scheint die rechtliche Grundlage für eine derartige Kürzung der ambulanten Tarife zweifelhaft zu sein. So entschied unlängst das Luzerner Kantonsgericht, dass der damalige Tarifeingriff gegen das KVG versties. Das Gericht befand das Gebot der Sachgerechtigkeit für verletzt und die vom Bundesrat vorgenommenen Anpassungen bei der Tarifleistung aus betriebswirtschaftlicher Sicht für nicht haltbar. Die Auswirkungen dieses Urteils sind im Moment noch unklar, doch die Gerichte werden angesichts des erneuten, noch viel weiter reichenden Eingriffs wohl mehr als genug zu tun haben.

## Reduktion der Anforderungen

Der bevorstehende zweite Tarifeingriff wird sich besonders negativ auswirken. Bisher sind die qualitativen Anforderungen an sämtliche ärztliche Leistungen im ambulanten Arzttarif Tarmed hinterlegt. Dabei werden die zugelassene Fachrichtung («qualitative Dignität») sowie die Dauer der notwendigen Weiterbildung («quantitative Dignität») vorgegeben, um eine bestimmte ärztliche Leistung zu er-



Innenminister Berset.

**Bereits 2014 führten die Eingriffe seines Departements zu Mehrkosten.**



Warteschlangen bei Operationen: Ärzteprotest vor dem Bundeshaus in Bern, Mai 2017.

bringen. Letztere kann bis zu zwölf Jahre betragen. Diese Eigenschaft wurde bei der Einführung von Experten im In- und Ausland hoch gelobt. Jeder Patient, jede Kasse und auch jeder Gutachter oder Richter hat dadurch eine einfache Möglichkeit, zu überprüfen, ob eine Leistung von einer entsprechend qualifizierten Person er-

bracht wurde oder nicht. Diese Anforderungen sollen nun gestrichen werden. Neu soll, mit maximal sechs Jahren Weiterbildung nach dem Staatsexamen, jeder Arzt sämtliche Leistungen erbringen und abrechnen dürfen. Das gilt auch für Leistungen, für deren Erbringung bis dato deutlich mehr strukturierte Weiterbildung erforderlich war. Eine solche Reduktion der Anforderung an die Qualifikation des Leistungserbringers bedeutet eine völlig veränderte Medizin. Hochqualifizierte Effizienz wird sich unweigerlich in niedriger qualifizierte Ineffizienz mit Mengenausweitung und Kostensteigerung ausweiten.

Nivelliert wird damit auch die Abgeltung. Einfach gesagt, wird das Durchführen einer Operation nur noch so hoch honoriert wie das Reden darüber. Nicht berücksichtigt wird fortan die unproduktive Zeit, welche ein Chirurg verbringt mit vorgängigen Abklärungen für die Assistenz, die Anästhesie, Instrumente, Implantate, mit der Anfahrt in die Klinik, Wechselzeiten vor und nach einer Operation und so weiter. Dies führt dazu, dass hochqualifizierte Tätigkeiten pro Zeiteinheit massiv schlechter abgesehen werden. Die Durchführung gewisser Operationen ist somit ambulant für einen frei praktizierenden Spezialisten nicht mehr wirtschaftlich; diese müssen daher stationär im Spital durchgeführt oder können allenfalls gar nicht mehr angeboten werden. Mit solchen Perspektiven wird es in Zukunft schwierig werden, junge Ärzte für eine entsprechende Weiterbildung zu motivieren. Dadurch werden die Effizienz und die Qualität des Gesundheitssystems mittel- und langfristig geschwächt.

Betrachtet man die realen gesamten Kosten, so ist eine ambulante Behandlung immer kos-

tengünstiger als eine vergleichbare stationäre Behandlung in einem Spital. Hier fallen stets zusätzliche Kosten für Personal und Infrastruktur an, welche ambulant nicht entstehen. Ein und denselben operativen Eingriff ambulant statt stationär durchführen zu können, erfordert aber einen höheren Qualitäts- und Sicherheitsstandard. Der bevorstehende zweite Tarifeingriff lockert diesen und behindert die kostengünstigere ambulante gegenüber der teureren stationären Medizin.

### Schneller operiert?

Eine Fehleinschätzung ist die Annahme, gemäss der heute – aufgrund technischer Routine – generell schneller operiert werde als früher. Es mag wohl Eingriffe geben, welche heutzutage durch den technischen Fortschritt effizienter und zügiger durchgeführt werden können als noch vor einigen Jahren. Dies gilt aber für das Gros der Eingriffe nicht. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Zahlreiche Eingriffe sind heute aufgrund erhöhter Qualitätsansprüche und der damit verbundenen Sorgfalts- und Dokumentationspflichten aufwendiger und dauern länger als früher. Entsprechend höher sind die effektiven Kosten.

Das Durchführen einer Operation erfordert von einem Arzt weitaus mehr Verantwortung als ein entsprechendes Aufklärungsgespräch. Dennoch soll Letzteres brutto gleich und netto höher tarifiert werden als das Operieren. Nicht nachvollziehbar ist zudem, dass beispielsweise bei einem Hausarzt während des Hausbesuchs die Praxisunkosten vergütet werden, beim Belegarzt während des Spitalbesuchs für einen operativen Eingriff jedoch nicht. Der Spezialist erhält also bei einem operativen Eingriff im Spital netto nur die Hälfte dessen abgegolten, was der Hausarzt bei einem Hausbesuch erhält.

Was heisst all dies nun für die Patientinnen und Patienten? Es wird eine Verlagerung vom ambulanten in den stationären Bereich stattfinden. Die Motivation für eine Weiterbildung zum operativ tätigen Spezialisten wird sinken. Auch in der Schweiz werden sich, wie dies im benachbarten Ausland bereits oft der Fall ist, bei Operationen Warteschlangen bilden. Die Behandlungskosten werden wegen Effizienzverlusten steigen, das System verteuert sich.

Für Patientinnen und Patienten bedeutet dies: noch stärker steigende Prämien bei gleichzeitig sinkender Behandlungsqualität. Ist dies wirklich die Absicht des Bundesrats?

Roland Schmoker ist Facharzt für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie mit eigener Praxis in Bern.

Marc Baltensperger ist Facharzt für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie mit eigener Praxis in Winterthur.

## Unternehmen

# Krieg der Öko-Bananen

## Der Grossverteiler Migros trimmt mit einem Label des WWF sein Bananensortiment auf Nachhaltigkeit. Was steckt hinter dem vollmundigen Versprechen?

Unter dem Titel «Generation M» verkauft sich die Migros ihren Kunden als ökologisch vorbildliches Unternehmen. «Bei diesen Bananen ist nichts krumm», brüstete sich der Grossverteiler im letzten Herbst, als er die Bananen des Herstellers Chiquita aus dem Sortiment nahm und stattdessen zusammen mit dem WWF ein eigenes Bananenlabel einführte. Seither prangt der WWF-Pandabär auf den meisten Bananen der Migros (lediglich die M-Budget-Bananen sind nicht WWF-zertifiziert).

Bei Experten für Fragen der unternehmerischen Nachhaltigkeit sorgt der Entscheid für Erstaunen. Schliesslich wurde Chiquita gleichzeitig mit dem Rauswurf bei der Migros mit dem Deutschen Nachhaltigkeitspreis ausgezeichnet. Ein Evaluationsbericht des Lausanner Professors Guido Palazzo aus dem Jahr 2015 attestiert dem Unternehmen eine beachtliche Nachhaltigkeitssteigerung in den letzten zwei Jahrzehnten.

Isabelle Schluiep vom Zentrum für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit an der Universität Zürich hat die Verbesserungen des Bananenkonzerns in puncto Ökologie und Nachhaltigkeit in den letzten Jahren wissenschaftlich untersucht. Viele Nachhaltigkeitsinitiativen von Chiquita seien ironischerweise gemeinsam mit der Migros lanciert worden, meint sie. So zum Beispiel eine Senkung des Pestizideinsatzes. Auch die Umweltbelastung beim Transport über die Weltmeere sei durch Investitionen in die Flotte markant reduziert worden. Das Unternehmen nehme «Kritik ernst, um weitere Verbesserungen erzielen zu können», so Schluieps Erfahrung. Angesichts dessen sei es «überhaupt nicht klar, dass das WWF-Label einen wesentlichen Mehrwert bietet».

### Kleinbauernromantik

In der Werbekampagne für die WWF-Banane macht die Migros Anleihen bei lateinamerikanischer Kleinbauernromantik. Der Käufer kann per Smartphone herausfinden, auf welcher Plantage seine Banane geerntet wurde. «Die Plantage Olga in Kolumbien ist die kleinste Plantage: Hier arbeiten 35 Men-

schen.» Für Nachhaltigkeitsforscherin Schluiep ist dieses Vorgehen nicht überzeugend: «Damit ein Projekt spürbare Verbesserungen in den Produktionsländern bewirkt, muss es skalierbar sein.» Mit anderen Worten: Wenn ein Grossproduzent wie Chiquita flächendeckende Verbesserungen einführt, ist die Wirkung viel grösser, als wenn ein Schweizer Detailhandelskonzern ein paar Musterfarmen nach den Kriterien des WWF betreiben lässt.

Auf Anfrage lässt die Migros die Kritik nicht gelten. Das Unternehmen habe in Sachen Nachhaltigkeit «zusätzlichen Handlungsbedarf erkannt» und «im Sinne einer Pionier-

leistung» noch einen Schritt weiter gehen wollen. Bei der Frage, worin genau die WWF-Bananen der Chiquita überlegen seien, wird die Antwort allerdings nebulös. Die Migros erwähnt lediglich, dass bereits zu Projektbeginn «strenge Kriterien für den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln» bestanden und dass «für den Bananenbau seit dem Jahr 2004 kein Wald abgeholzt werden durfte». Weitere Massnahmen sollen nach und nach bis Ende 2017 umgesetzt werden. Ab dann verspricht die Migros «hundert Prozent nachhaltige Bananen». Die Bauern würden dabei «durch die WWF-Experten intensiv beraten» und die Farmen «regelmässig durch unabhängige Auditoren kontrolliert», so die Migros weiter. Den Namen der Prüfer will die Migros aber nicht verraten, und auch deren Berichte werden als Geschäftsgeheimnis behandelt.

Im Wesentlichen kauft der Konsument bei der Migros mit dem WWF-Label also ein relativ vages Versprechen zukünftiger Verbesserungen. Besonders dünn ist das Fundament des Labels bei den agrarwissenschaftlichen Aspekten des Bananenbaus. Laut Migros engagiert sich der WWF nicht in der entsprechenden Forschung und Entwicklung. Finanziell lohnt sich ihr Engagement im Bananenbusiness allemal. Die Migros verrät zwar keine geschäftlichen Details über die Zusammenarbeit. Laut Jahresbericht des WWF wird dieser von der Migros und Coop jährlich mit einem mittleren einstelligen Millionenbetrag unterstützt. Florian Schwab



Mehrwert dank WWF-Panda?



*Familiäre Systeme bleiben bestimmend: Bestseller-Autor Todd.*

---

## «1940 ohne Wehrmacht»

---

Emmanuel Todd hat ein Jahrzehnt im Voraus den Zusammenbruch der Sowjetunion prophezeit. Bin Laden zitierte ihn nach 9/11 als Zeugen für den Niedergang der USA. Todds neues Buch ist eine Kritik an der europäischen Ideologie. Und eine Abrechnung mit Deutschland. *Von Jürg Altwegg*

«Wir Franzosen sind kein freies Volk mehr, Frankreich hat seine Unabhängigkeit verloren»: Solche Sätze haut Emmanuel Todd in diesen Tagen seinen Landsleuten schriftlich und mündlich um die Ohren. Sein neues Buch «Où en sommes-nous?» (Wo stehen wir?) ist der «Entwurf einer Geschichte der Menschheit», die beim Erscheinen des Homo sapiens einsetzt und anhand der «familiären Systeme» den Widerstand der Völker gegen die Globalisierung analysiert. Sie sind der Schlüssel zum Verständnis der «europäischen Ideologie», die nach dem Brexit ihr wahres Gesicht enthüllt hat. England war eine Wiege der Demokratie, zu deren Aufkommen die kontinentalen Stammländer der EU – mit Ausnahme der Ge-

gend um Paris – wenig beigetragen haben. Dafür produzierten sie in den dreissiger Jahren mit ihren autoritären Familienstrukturen, die Todd bereits im Europa der Religionskriege ausmacht, die faschistischen Regime: Pétain, Mussolini, Hitler, Dollfuß, Franco, Salazar.

Emmanuel Todd, Jahrgang 1951, steht nicht zum ersten Mal ganz oben auf den Bestsellerlisten. Sein erster Essay allerdings wurde viel später berühmt und zum Kultbuch. In «La chute finale» (Vor dem Sturz) prophezeite er 1976 den Zusammenbruch der Sowjetunion. Wie im «Traum» (Todd) sei er ihm erschienen: Auf dem Sofa in der Pariser Wohnung seiner Mutter, in der er heute wieder wohnt, habe er «im Geiste» die Karten des Kommunismus

und der familiären Strukturen übereinandergelegt: Das Ende des roten Imperiums war unausweichlich.

---

«Die Reichen sind keine Sündenböcke, sie sind das Problem.»

---

Seinen umstrittenen Methoden ist Todd treu geblieben. Kollegen werfen ihm vor, mit seinen umfassenden Theorien die Richtigkeit seiner politischen Positionen beweisen zu wollen. Im renommierten Pariser Institut national d'études démographiques (Ined) war der Querdenker immer ein Aussenseiter:

keine Preise, keine Orden. Heftig rechnet er aus dem Ruhestand mit dem akademischen Milieu, das ihm die Anerkennung versagte, ab. Er nennt es «Academia» und verwendet den Begriff als Synonym für die Elite, deren Entfremdung vom Volk zum hauptsächlichsten Problem der zeitgenössischen Demokratie geworden ist.

Einer breiten französischen Öffentlichkeit wurde Emmanuel Todd 1995 bekannt. In einer Studie diagnostizierte er einen «sozialen Bruch». Auf den Befund stürzte sich Jacques Chirac, der im Rennen um die Nachfolge von Mitterrand abgeschlagen zurücklag. Todd und Régis Debray, der mit Che Guevara gekämpft hatte, Berater von Salvador Allende und Mitterrand gewesen war, unterstützten Chirac gegen den proeuropäischen Favoriten und Parteifreund Edouard Balladur. Zur Feier seines sensationellen Siegs zündete Chirac auf dem Mururoa-Atoll eine Atombombe – vor gerade mal 22 Jahren. Noch schneller aber als der Marxist Mitterrand vollzog er die Abkehr von seinen Wahlversprechen.

### Das Ende der Vereinigten Staaten

Nach dem 11. September 2001 schliesslich wurde Todd weltberühmt: Bin Laden zitierte in den Videos, die er dem Sender Al-Dschasira zuspielte, «den Typen, der einst den Zusammenbruch der Sowjetunion vorausgesehen hat und jetzt das Ende der Vereinigten Staaten prophezeit». Tatsächlich hatte Todd inzwischen einen weiteren internationalen Bestseller mit dem Titel «Après l'empire: Essai sur la décomposition du système américain» (Weltmacht USA. Ein Nachruf) vorgelegt.

Mit Chiracs Nachfolger Sarkozy konnte er sich nie anfreunden, doch zu dessen Abwahl leistete der zu einem der einflussreichsten französischen Intellektuellen avancierte Todd einen wesentlichen Beitrag: Er prägte den Begriff des «revolutionären Hollandismus». Die Ernüchterung erfolgte so schnell wie bei Chirac: «Goodbye Hollande!», verkündete Todd am ersten Jahrestag seiner Wahl zum Präsidenten. Er gehörte zu den Intellektuellen, die François Hollande ins Elysée geladen hatte: «Ich schlug ihm die Schaffung einer Kommission aus orthodoxen und kritischen Ökonomen vor. Allein ihre Existenz hätte die Deutschen eingeschüchtert und den Euro-Kurs gedrückt.» Todd wollte den Euro als Instrument eines europäischen Protektionismus einsetzen. Hollande warf er vor, aus Angst vor einer «schleichenden Steuerrevolte» der Mittelschicht und der Flucht der grossen Vermögen vor dem Fiskus auf die Einführung der verkündeten Spitzensteuersätze verzichtet zu haben: «Die Reichen sind keine Sündenböcke, sie sind das Problem.»

Nach den Attentaten in Paris im Januar 2015 auf die Redaktion von *Charlie Hebdo* wurde Emmanuel Todd selber zum Feindbild der Nation.

Eine hysterische und «leicht totalitäre» Veranstaltung seien die Solidaritätsmärsche mit vier Millionen Teilnehmern gewesen, höhnte er in «Sociologie d'une crise religieuse: Qui est Charlie?» (Wer ist Charlie?). Wochenlang stand das Pamphlet auf Platz eins der Verkaufslisten. Kein Politiker, kein ernsthafter Intellektueller unterstützte ihn. Auf die Strasse, so seine Analyse, seien die Mittel- und Oberschicht gegangen – das katholische Frankreich. Gemäss Todd ging es um die Ausschliessung der Unterschicht, ganz besonders um die Demütigung der Muslime, der Ärmsten unter den Armen; sie sind für Todd die neuen Proletarier. Auch den Euro packte er in seine «Soziologie einer religiösen Krise»: Er sei dem Land von den «Zombie-Katholen» aufgezwungen worden, «ein Gott, eine Währung».

Den Islam hingegen preist er als Religion, die das Gebot der Gleichheit verwirkliche und «zutiefst egalitär» sei – so wie sich Emmanuel Todd die französische Gesellschaft wünscht.

### «Macron gewann, weil alle anderen Kandidaten nicht akzeptabel waren.»

Für deren soziale Wirklichkeit jedenfalls seien die privilegierten Jugendlichen, die an milden Novembertagen auf den Terrassen der Pariser Bistros das Wochenende einläuten und im Bataclan ins Konzert gehen, keineswegs repräsentativ – auch das ein fragwürdiger Seitenhieb auf die von «Je suis Charlie» mobilisierten «Werte unserer Zivilisation», die es gegen die Terroristen zu verteidigen gelte.

Wie schon 1995 wurde die Wahl eines neuen Präsidenten im vergangenen Frühling als Klassenkampf zwischen Unterschicht und Eli-

te, zwischen den abgehängten Randzonen und den globalisierten Städten, zwischen Pro- und Antieuropäern geführt. Diesmal war es nicht ein zerstörerisches Duell zwischen zwei Gaullisten, sondern ein Vierkampf, bei dem die traditionellen Parteien k. o. gingen. Todd wählte Jean-Luc Mélenchon (La France insoumise), der die Kommunisten und die Sozialisten ablöst, und blieb bei der Stichwahl zu Hause. Als «reine Komödie» ist ihm die Kampagne vorgekommen, das Resultat als «ein Zufall»: «Macron gewann, weil alle anderen Kandidaten nicht akzeptabel waren.» Seine Wahl steht für die Vollendung der «Unterwerfung unter Maastricht» und das deutsche Diktat.

### Verlust der nationalen Souveränität

Seit ich Emmanuel Todd bei unserer ersten Begegnung eine Besprechung der Originalausgabe seines zweiten Buchs, «Le fou et le prolétaire», mitgebracht hatte, hat er nie mehr eine Interviewanfrage abgelehnt. Mehrfach konnte er die Einführung des Euro kritisieren, von dem man gerechterweise sagen muss, dass er von den Franzosen erfunden worden war. Sie haben ihn den Deutschen, die ihn nicht wollten, als Preis für die Wiedervereinigung aufgezwängt. Doch nun standen 56 Millionen Franzosen unvermittelt 80 Millionen Deutschen gegenüber. Zu unterschiedlich, argumentierte Todd, seien die gesellschaftlichen Systeme für eine gemeinsame Währung, die Frankreichs Wirtschaft ersticken würde. Mit einer starken Inflation, regelmässigen Abwertungen und einer dem Primat der Politik unterworfenen Wirtschaft, in die sich der Staat einmischte, hatte das Land «goldene Jahre» erlebt.

Todd war ein ergiebiger Kommentator der Jugendkrawalle in den Banlieues und der Streiks gegen die Rentenreform. Stets verwies



«Ich möchte nie  
verlernen, was  
anfangen heisst.»

Michael Klose  
CEO Third-Party  
Asset Management  
Swiss Life  
Asset Managers  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben



er auf die demografischen Unterschiede – Deutschlands Bevölkerung ist im Durchschnitt vier Jahre älter – und die historischen Hintergründe der «französischen Neurose». Sie ist die Folge der traumatischen Niederlage von 1940 und der Vichy-Verdrängung nach 1945. In der «Euro-Euphorie und den deutsch-französischen Fusionsgelüsten vieler Franzosen» macht Todd seit Jahrzehnten eine heimliche Sehnsucht aus, den Krieg gegen den Erbfeind seit 1871 doch noch zu gewinnen «und Deutschland zum Verschwinden zu bringen». Doch mit dem Euro – «1940 ohne Wehrmacht» – hat Frankreich seine nationale Souveränität aufgegeben. Im Gegensatz zu England, das im Krieg gekämpft hatte und dessen Elite mit dem Brexit die Sorgen des Volkes ernst nimmt.

Als «persönliche Demütigung» empfindet Todd den Verlust der nationalen Souveränität und die Tatsache, dass sein Land nicht mehr in der Lage sei, den Griechen, Spaniern, Italienern gegen das Diktat aus Berlin zu helfen: «Seit 1992 habe ich alle meine Kämpfe gegen den Europäismus verloren. Ich bin gezwungen, die Europäisten ernst zu nehmen, und muss anerkennen, dass ihr Projekt ein gewaltiger politischer und ideologischer Erfolg ist. Sogar der Front national verzichtet auf den Ausstieg aus dem Euro.»

#### «Militarisierte Polizeigesellschaft»

Es bleibt die Wissenschaft als Waffe: Mit ihren Mitteln analysiert er die Euro-Ideologie. Empirisch hat er zusammen mit dem Demografen Hervé Le Bras festgestellt, dass die familiären Systeme bestimmend bleiben und die französischen Territorien ihre Wesenszüge auch da bewahren, wo die Bauern aussterben und sich die Bevölkerungen vermischen. Das heisst: «Es gibt ein deutsches kulturelles System, ein französisches, ein russisches und so weiter» – es gibt das, was man in Deutschland erst seit einem Jahrzehnt Leitkultur zu nennen wagt. Todd: «Man kann von einem sehr deutsch geprägten Deutschland reden, auch wenn eine grosse Mehrheit der Deutschen nur sehr gemässigt deutsch ist.»

Diese starke kollektive Identität wäre an sich eine gute Voraussetzung für die Integration. Doch die Aufnahme von einer Million Flüchtlingen kritisiert Todd als kaum zu bewältigende Herausforderung. Er begründet seine Einschätzung mit der extrem geringen Zahl deutsch-türkischer Mischehen, die zehnmal kleiner ist als jene zwischen Franzosen und Algeriern. Die «endogamen Migranten» aus



Deutsches Modell: Staatschefs Macron, Merkel.

Syrien und dem Irak werden unter sich heiraten. Deutschland war nie ein Einwanderungsland, seit der Euro-Krise kompensiert es seine demografischen Defizite mit Arbeitskräften aus Süd- und Osteuropa. Angesichts einer überalterten Bevölkerung und der jugendlichen – männlichen – Flüchtlinge sieht Todd die Gefahr, dass Deutschland zu einer «milita-

#### Frankreich steht vor der «Wahl zwischen Deutschland und der angelsächsischen Welt».

risierten Polizeigesellschaft» wird, anders sei es nicht zu schaffen.

Seine tiefe Geburtenrate erklärt der Demograf mit den familiären Strukturen, die sich der Gleichstellung der Frauen entgegensetzen. Das Volk sieht er im Schlepptau der politischen Klasse, «obwohl deren wirtschaftliche und demografische Rationalität beschränkt ist». In Frankreich macht Todd bei La France insoumise Ansätze einer Annäherung zwischen Volk und Academia, ja einer Versöhnung zwischen den Intellektuellen und Proletariern aus. In seinem Schlusskapitel skizziert er die «moralischen und soziologischen» Entscheidungen, vor denen Frankreich steht, als «geopolitische Wahl zwischen Deutschland und der angelsächsischen Welt».

«Will Macron das deutsche Modell übernehmen?», titelte das *Journal du Dimanche* am Sonntag vor der Wahl in Deutschland. Als «traurige Geister» hatte der Präsident im Wahlkampf die kritischen Intellektuellen Régis Debray, Michel Onfray, Alain Finkielkraut, auch Todd – bezeichnet: «Ich ziehe ihnen wirkliche Denker vor, Jürgen Habermas zum Beispiel. Da befinden wir uns auf einem anderen Niveau.» Nicht nur Habermas hatte

sich für Macron engagiert. Peter Sloterdijk appellierte an die Franzosen, «die Lichter der Aufklärung nicht zu löschen». Ulrich Beck's «Risikogesellschaft» wird ein enormer Einfluss auf den Präsidenten und seinen Premierminister bescheinigt.

#### Vergleich mit Freud

Rezensenten haben Todds Beschreibung der familiären Strukturen und deren Einfluss auf das menschliche Verhalten mit Freuds Entdeckung des Unbewussten verglichen – und den Verfasser mit Fernand Braudel, dem Historiker der französischen Identität, und sogar mit Michel Foucault. «Ganz besonders stolz bin ich darauf, dass es mir gelungen ist, in meiner Analyse der Wirklichkeit die Elemente zu berücksichtigen, die mir

unangenehm sind.» Es ist seine Antwort auf den Vorwurf der ideologischen Voreingenommenheit: «Man beschuldigt mich des Antiamerikanismus. Ich bin im Gegenteil durch und durch proamerikanisch.»

Mit noch mehr Berechtigung kann sich Emmanuel Todd gegen die Unterstellung der Deutscheindlichkeit wehren. Für die Assimilierung der DDR fand er genauso lobende Worte wie für das Wirtschaftswunder nach dem Krieg. Und im Gegensatz zur französischen Elite, der Todd mit den Revanchegelüsten auch eine Vichy- und Pétain-Mentalität unterstellt, hat er Deutschland nie mit der Auschwitzkeule gedroht. Umso ungetrübter muss seine Freude gewesen sein, als er vierzig Jahre nach «La chute finale» erneut Familienmodelle studierte, demografische Statistiken analysierte und sich ihm beim Vergleich der Landeskarten aus den dreissiger Jahren die postnationale Geografie der europäischen Ideologie aus dem Geiste des Faschismus erschloss.

Noch wagt er nicht zu hoffen, dass ihr das gleiche Schicksal beschieden sei wie der Sowjetunion.



Emmanuel Todd:  
Où en sommes-nous?  
Une esquisse de l'histoire humaine  
Seuil. 512 S., 25 Euro

Emmanuel Todd, 66, zählt zu den herausragenden Querdenkern Frankreichs. In seinem Werk «La chute finale» skizzierte er bereits 1976 den Zusammenbruch der Sowjetunion. In «Le destin des immigrés (Das Schicksal der Immigranten)» initiierte er 1994 vor allen anderen die Debatte über die Einwanderung nach Europa. Aktuell sorgt er in Frankreich mit seinem Werk «Où en sommes-nous?» (Wo stehen wir?) für Furore.

# TEST THE BEST.

## Der SUV, der für Sie Gefahren erkennt.



**NEU:**

### Forester 2.0i Swiss *Plus* mit EyeSight, 4x4 und Boxermotor ab Fr. 37'500.-.

Der Forester ist Sportwagen, Offroader, Van und Limousine in Einem. Mit dem neuen Modell Forester 2.0i 4x4 Swiss Plus stösst er jetzt auch in Sachen Sicherheit in neue Dimensionen vor. Dank dem vom IIHS als sicherstes Crash-Präventions-System ausgezeichneten EyeSight, einer Stereokamera zur Erfassung von Umgebungsdaten, und dem Advanced Safety Package. Die Subaru-Exklusivitäten Symmetrical 4x4 und Boxermotor für optimale Bodenhaftung und stabiles Fahrverhalten in jeder Situation sind wie gewohnt inklusive.

**Plus: Swiss-Plus-Komfortpaket.**

- Elektrisches Glasschiebedach.
- 8-fach elektrisch verstellbarer Fahrersitz.
- Auto-On/Off für Ablendung und Scheibenwischer.

**Plus: Fahrerassistenz-System EyeSight.**

- Adaptiver Tempomat.
- Spurhalteassistent mit aktivem Lenkeingriff.
- Spurleitassistent.
- Notbremsassistent.
- Kollisionsschutz- und Anfahrasistent.

**Plus: Advanced Safety Package.**

- Totwinkelwarner.
- Rückfahr-Querverkehrwarner.
- Seitensicht-Monitor.

**Plus: LED-Scheinwerfer mit Kurvenlicht.**

DER **4x4** FÜR DIE SCHWEIZ



# Wonder Women im Boys Club

US-Präsident Donald Trump hat sich mit einer Handvoll Frauen umgeben. Während Männer an seiner Seite verflühen, stärken sie ihre Position im Epizentrum der Weltmacht. Nun sorgt ausgerechnet eine Frau in Trumps Matriarchat für Unruhe. *Von Urs Gehriger*

Heute vor einem Jahr herrschte Frauendämmerung in Washington. Bald würde das halbe Kabinett weiblich sein. Und zuoberst säße eine Frau. Die erste in 284 Jahren.

Es hat nicht sollen sein.

«Frauenfeindlichkeit ist noch dunkler als Sexismus», schreibt die verhinderte «Präsidentin» Hillary Clinton in ihren eben vorgelegten Bewältigungsmemoiren «What Happened». Statt einer Frau regiert jetzt ein Frauenfeind, statt eines Gender-Paradieses ist das Weisse Haus ein Testosteron-Stadl.

## Schweigsam und diszipliniert

Das Bild von der frauenfeindlichen Trump-Zone war von Beginn an schief. Nun bekommt es sichtbar Risse. Neulich meldeten Medien verzückt die Ernennung von Hope Hicks, 28, zur Kommunikationsdirektorin. Zu ihrer Person gab es wenig Tiefgründiges zu erfahren. Seit dem Wahlkampf sei sie beim Team Trump



*Bühne frei:* Kommunikationsdirektorin Hicks.



«Wir werden gehört»: Beraterin Conway.

dabei. Schweigsam und diszipliniert habe sich das Ex-Model in den Dienst des Präsidenten gestellt. Und nun, da sich ihre Vorgänger selbst aus dem Rampenlicht gekegelt hätten, sei die Bühne frei für Hope.

Während Männer reihenweise aus dem Weissen Haus wirbeln, etablieren sich die Frauen im Epizentrum der Weltmacht. Kellyanne Conway, 50, Präsidentenberaterin, steht seit einem guten Jahr unverwüstlich an der Seite von Trump. Wäre sie eine Demokratin, hätte man ihr Denkmäler aufgestellt. Als erste Frau hat sie erfolgreich eine Präsidentschaftskampagne geführt. Leider für den Falschen – so wird die vierfache Mutter und gläubige Katholikin von Mainstream-Medien als Trump-Gruppe belächelt.

Conway und Hicks sind nicht die Einzigen, die sich wacker halten in der vermeintlichen Schlangengrube. Sarah Huckabee Sanders, 35, stieg nach dem Abgang von Sean Spicer im Juli zur Pressechefin auf. Unaufgeregt wirft sie sich täglich vor dem Presse-Pulk für den Präsidenten in die Bresche. Hinter den Kulissen, aber nicht weniger effizient, wirkt Lindsay

## Versteckt sich in der Hülle des Sexisten und Zotenkönigs ein zartbesaiteter Frauenversther?

Reynolds als Stabschefin der First Lady. Ebenso unspektakulär amtiert Dina Powell, 44, ehemals CEO bei Goldman Sachs. Sie fungiert gleichzeitig als stellvertretende Sicherheits- und Wirtschaftsberaterin.

«Frauen sind die Überlebenskünstler im Weissen Haus», titelte jüngst die US-amerikanische Zeitung *Politico*. Allerdings, so monieren Kritiker, seien von den 22 White-House-Angestellten mit dem Top-Gehalt von 179 700 Dollar lediglich fünf Frauen. Dabei blenden sie aus, dass Barack Obamas Frauenquote bei seinem Amtsantritt 2009 kaum höher ausfiel.

Das Weisse Haus ist ein legendärer «Boys Club». Unter Obama waren zwei Drittel der Top-Mitarbeiter Männer. Frauen hätten stets um einen Platz am Tisch kämpfen müssen, erinnert sich eine Mitarbeiterin in der *Washington Post*. Um sich Gehör zu verschaffen, hätten sie eine Strategie namens «amplification» (Lautverstärkung) entwickelt. Jedes Mal, wenn eine Frau ein Statement beigesteuert habe, hätten es die anderen Frauen am Tisch wiederholt. «Dies zwang die Männer im Raum dazu, das Frauen-



*Unaufgeregt:* Pressechefin Huckabee Sanders.



*Effizient:* Sicherheitsberaterin Powell.

votum anzuerkennen – und hinderte sie daran, die Idee als ihre eigene auszugeben.»

Dergleichen haben die Frauen um Trump offenbar nicht nötig. «Wir werden gehört, und wir werden gesehen», sagt Kellyanne Conway, «man fragt nach unseren Meinungen, unseren Einschätzungen und unseren Ideen.»

Viele seiner ehemaligen Mitarbeiterinnen beschreiben Trump als Typen, der bereits als junger Manager seiner Zeit voraus gewesen sei und Frauenkarrieren in einer von Männern dominierten Industrie gefördert habe. «Aus Sicht einer Frau war er phänomenal», sagt Louise Sunshine, 76, die zwölf Jahre bei der Trump Organization als Vorstandsvizepräsidentin gearbeitet hat, der *Washington Post*. «Er war extrem unterstützend und ermutigend ... Er reichte mir das Seil, und ich konnte mich entweder daran aufhängen oder emporziehen.»

Versteckt sich in der Hülle des Sexisten und Zotenkönigs ein zartbesaiteter Frauenver-

steher? «Er ist zu Frauen nicht anders als zu Männern», zitiert *Politico* Barbara Res, ein ehemaliges Vorstandsmitglied der Trump Organization, die direkt unter Trump gearbeitet hat. «Er hält alle auf Trab, er will, dass sich alle miteinander messen.» Trump beauftragte Res mit dem Bau des legendären Trump Tower. «Er dachte von mir nie als einer Frau. Er dachte, ich sei ein Liegeschafentier, er liebte meinen Killerinstinkt. Das war es, was er wollte. Wenn er Frauen als Frauen ansah, waren es seine Sekretärinnen.»

Ob in seiner Firma, seiner Kampagne oder nun im Weissen Haus: Trump setzt Frauen in Schlüsselpositionen ein – sofern er von ihren Qualitäten überzeugt ist. «Männer sind besser als Frauen», habe Trump ihr einmal gesagt, erinnert sich Res, «aber eine gute Frau ist besser als zehn gute Männer.»

Frauen, die diesen Ansprüchen genügen, erinnern an veritable Wonder Women. Hochtalentiert und aufopfernd müssen sie sein, zäh und unermüdlich. «Diese Frauen sind Arbeitspferde, keine Schaupferde», sagt Alyssa Mastromonaco, eine ehemalige Top-Beraterin in Obamas Regierung, über ihre Kolleginnen in der Trump-Regierung. «Sie scheinen alle aufrichtig auf die Präsidentschaft fokussiert und nicht darauf, eine persönliche Marke zu etablieren.» Und sie müssen bereit sein, sich von den Medien Verrat am eigenen Geschlecht vorwerfen zu lassen.

Im Fall von Trump-Beraterin Omarosa Manigault, 43, ist es sogar doppelter «Verrat». Die afroamerikanische Konservative wird von Schwarzen, Journalisten und Aktivisten als Quisling attackiert. Zu allem Verdruss droht Manigault nun auch noch Ärger von innen. Dazu noch von einer Frau – dem Neuzugang unter Trumps Wonder Women: Kirstjen Nielsen, die rechte Hand des neuen Stabschefs, General John Kelly. Seit Nielsen Ende Juli im Weissen Haus einmarschierte, sei der Stimmungspegel abgesackt, berichten Medien. Nielsen wird die Sozialkompetenz eines Rottweilers attestiert und die Entschlossenheit von Kardinal Ratzinger, jenem Vollstrecker im Vatikan, der später Papst werden sollte.

Verantwortlich für einen reibungslosen Dienstbetrieb, habe Nielsen einen Kasernen-drill eingeführt.

Wenn jemand zu spät in eine Sitzung komme, blase sie das Treffen gleich ab. Bei Sitzungsbeginn warne sie jeweils mit kaltem Blick, wer Interna preisgebe, werde umgehend gefeuert. Ausserdem erstelle sie sogenannte *no-fly lists* (Flugverbotslisten) für Kader, die nicht genügend qualifiziert seien, um an wichtigen Meetings teilzunehmen.

Offenbar gehört neuerdings auch Omarosa Manigault, die zu den frühesten Anhängerinnen Trumps zählt, in diese Kategorie. Bekanntgeworden ist Manigault als Star von Trumps Reality-Show «The Apprentice». Im Weissen

Haus trägt sie den etwas nebulösen Titel «Director of Communications for the Office of Public Liaison». «Überflüssig und unqualifiziert» sei ihre Anwesenheit, urteilte Nielsen kurzum und setzte Manigault auf die *no-fly list*.

### «Pflicht, Ehre und Vaterland»

Frauensolidarität? Für Nielsen ein Fremdwort. Sie scheue sich nicht davor, gehasst zu werden, berichtet die *New York Times*. Viele vergleichen Nielsen – sie hat das Büro des geschassten Trump-Intimus Stephen Bannon bezogen – mit Nurse Ratched, der unerbittlichen Irrenhaus-Schwester aus «Einer flog über das Kuckucksnest». Dabei sei Nielsen zu sich ebenso hart wie zu ihrem Umfeld. Nach endlosen Nachtschichten habe sie sich eine heftige Erkältung eingefangen und so stark gehustet, dass sie sich eine Rippe brach. Statt im Bett zu liegen, arbeitete sie weiter, eingezwängt in eine Korsettbandage, um so den Schmerz beim Husten im Zaum zu halten.

Unter den Frauen im Trump-Haus riskiert keine eine dicke Lippe. «Kirstjen ist eine Bereicherung für die Regierung, sie ist hilfreich und bringt eine neue Perspektive ins Team», sagt Pressesprecherin Sanders. Conway ergänzt: Nielsen habe den Job vermutlich nicht gesucht. Aber wie General Kelly sei sie «motiviert durch Pflicht, Ehre und Vaterland». ○



Doppelter «Verrat»: Beraterin Manigault.



Neuzugang: Stabsmitarbeiterin Nielsen.



## Trumps Woche

# Weg in die Hölle

Der amerikanische Präsident sorgte vor der Uno für ein rhetorisches Sperrfeuer.

Bei seinem ersten Auftritt vor der Uno-Generalversammlung hielt Präsident Donald Trump seine bis anhin angrifffigste Rede zur globalen Lage. «Grosse Teile der Welt sind in Konflikte verwickelt, und einige sind in der Tat auf dem Weg in die Hölle», sagte er am Dienstag in New York.

Der Präsident richtete Schimpf und Tadel besonders an die Adresse des Iran und Nordkoreas. Das Nuklearabkommen mit dem Iran, das sein Vorgänger Obama ausgehandelt hatte, nannte er «eine Schande für die USA». Der Iran sei ein wirtschaftlich ausgezehrt Schurkenstaat und exportiere vor allem Gewalt. Man könne dieses mörderische Regime nicht so weitermachen lassen. Die Bevölkerung dieser «korrupten Diktatur» wünsche einen «Wechsel».

Nordkoreas Diktator Kim Jong Un nannte Trump einen «Raketemann auf Selbstmordmission». Er warnte das Regime, das sein Atomwaffenprogramm mit Hochdruck vorantreibt: «Die USA haben grosse Stärke und Geduld, aber wenn sie gezwungen werden, sich selbst oder ihre Alliierten zu verteidigen, dann haben wir keine andere Wahl, als Nordkorea komplett zu zerstören.»

Über die Krise in Venezuela sagte Trump: «Wo immer echter Sozialismus oder Kommunismus eingeführt wurden, waren Leid, Zerstörung und Versagen das Resultat.» Die Situation sei völlig inakzeptabel. «Wir können nicht danebenstehen und tatenlos zusehen.»

Reuters meldete, dass einige Uno-Delegierte mit Verblüffung auf Trumps harte Rhetorik reagierten. Trumps Anhänger hingegen würdigten den Auftritt als eine der stärksten Reden seiner jungen Präsidentschaft.

Der ehemalige US-Botschafter bei der Uno, John Bolton, spendete auf Fox News Lob: «Ich denke, er [Trump] war so klar und direkt, wie man nur sein kann [...] In der ganzen Geschichte der Uno hat es nie eine geradlinigere Kritik am Verhalten – dem inakzeptablen Verhalten – von Staaten gegeben.» Für Amerikaner sei «Offenheit immer noch eine Tugend».



## «Victoria-Jungfrau» – «Top of Europe» – Bellini-Oper Höhenflug in drei Akten

Gönnen Sie sich eine Auszeit auf höchstem Niveau. Mit diesem Leserangebot erleben Sie das atemberaubende Panorama auf dem Jungfrauoch – und am Abend geniessen Sie die Oper «Bianca e Fernando» von Vincenzo Bellini im legendären «Salle de Versailles» des «Victoria-Jungfrau» in Interlaken.

Auf dem Jungfrauoch spürt man sofort: Hier oben – auf 3454 Metern über Meer – ist man in einer anderen Welt. Auf der einen Seite schweift der Blick ins Mittelland und bis zu den Vogesen, auf der anderen über den Aletschgletscher, gesäumt von imposanten Viertausendern. Diese Impressionen sind die majestätische Einstimmung auf ein nicht weniger beeindruckendes Abendprogramm.

Zur Aufführung gelangt die Belcanto-Rarität «Bianca e Fernando». Von Vincenzo Bellini im Alter von 24 Jahren komponiert, weist das Werk bereits auf die spätere Meisterschaft des Künstlers hin. Im Chor «Tutti siam'» erkennt man die Atmosphäre des Meisterwerks «Norma». Gesungen werden die Hauptpartien von vielversprechenden Nachwuchstalente: Eva Fiechter (Bianca) und Michael Feyfar (Fernando).

Sie logieren im ehrwürdigen «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa». Mit seinen 224 Zimmern – davon 102 Junior Suiten und Suiten – ist das Victoria-Jungfrau gross genug, um das Attribut «Grand» zu führen, und dennoch überschaubar genug, um seinen über 150 Jahre gewachsenen Charakter und das einzigartige Cachet zu bewahren. Und der 5500 Quadratmeter grosse

Spa-Bereich kann mit seiner Vielgestaltigkeit ohne weiteres als einzigartig bezeichnet werden.

### Programm:

**Freitag:** Individuelle Anreise

### Samstag:

- Fahrt mit der Jungfrauabahn zur höchstgelegenen Bahnstation Europas
- Apéro und Erlebnisrundgang zu Bau und Geschichte der Jungfrauabahn
- Besuch des Eispalastes und der Aussichtsplattform «Sphinx»
- Lunch im Gletscherrestaurant
- Champagner-Apéro im «Victoria-Jungfrau»
- Einführung in die Bellini-Oper durch Regisseur Peter George d'Angelino Tap
- «Bianca e Fernando» (Plätze in der 1. Kategorie)
- Galadiner mit sämtlichen Solisten inkl. musikalischer Darbietungen

**Sonntag:** Individuelles Programm, Rückreise

Detaillierte Informationen auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub);

Programmheft auf [www.opera-stmoritz.ch](http://www.opera-stmoritz.ch)

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Leserangebot: Oper in Interlaken mit Erlebnisreise aufs Jungfrauoch**

#### Datum:

Freitag, 17., bis Sonntag, 19. November 2017

#### Leistungen:

- Oper inkl. Champagner-Apéro, Pausengetränken und Galadiner
- Zimmer «Victoria-Jungfrau» inkl. Frühstück und Spa
- Fahrt aufs Jungfrauoch inkl. Apéro und Mittagessen
- Gastreferat von Prof. Dr. Martin Meuli über die Operation am ungeborenen Kind
- Alle Eintritte inklusive

#### Spezialpreise:

- Im Doppelzimmer, pro Person: Fr. 850.– (statt Fr. 970.–)
- Zuschlag Einzelzimmer: Fr. 280.–
- Zuschlag Deluxe mit Jungfrau-Blick, pro Person: Fr. 50.–
- Zuschlag Junior Suite, pro Person: Fr. 100.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr VIP-Arrangement unter Tel: 044 920 44 88 oder per Mail an [info@opera-stmoritz.ch](mailto:info@opera-stmoritz.ch). Bitte Platin-Club-Mitgliedschaft erwähnen.

#### Veranstalter:

Opera St. Moritz AG  
[www.opera-stmoritz.ch](http://www.opera-stmoritz.ch)  
[www.victoria-jungfrau.ch](http://www.victoria-jungfrau.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Die brutalsten Nobelpreisträger

Die «Verbrüderung der Völker» wollte Alfred Nobel mit seinem Friedenspreis belohnen. Doch einige Preisträger verhielten sich ganz und gar nicht friedlich. Eine Rangliste.

Von Wolfgang Koydl

Ob sich die Damen und Herren des Osloer Nobelpreiskomitees die Mühe machen, frühere Begründungen für die Preisvergabe einmal nachzulesen? Die Lektüre wäre ebenso aufschlussreich wie beschämend. So erhielt Aung San Suu Kyi, Lichtgestalt der Demokratie in Myanmar, 1991 den Preis unter anderem für «ethnische Aussöhnung». Für die muslimischen Rohingya klingen diese Worte wie reiner Hohn. Hunderttausende wurden aus ethnischen Gründen vertrieben, derweil die Friedensnobelpreisträgerin und De-facto-Premierministerin schwieg.

Doch in einer Rangliste der peinlichsten Preisträger nimmt sie nur einen der hinteren Plätze ein.

— **Henry Kissinger:** Ihm gebührt der erste Rang. Er wurde 1973 für einen Waffenstillstand in Vietnam geehrt, nachdem er diesen Krieg zuvor mit der Bombardierung der bis dahin unbeteiligten Nachbarstaaten Laos und Kambodscha ausgeweitet hatte. Hunderttausende wurden getötet. Würde man ihn nach den gleichen Massstäben beurteilen wie deutsche und japanische Politiker nach dem Zweiten Weltkrieg, notierte sein Mitarbeiter Roger Morris, «wird er sicher irgendwann als Kriegsverbrecher verurteilt werden». Kissingers Mitpreisträger Le Duc Tho, der für den nordvietnamesischen Kriegseinsatz verantwortlich war, hatte den Anstand, auf den Preis zu verzichten.

— **Jassir Arafat:** Einen «unwürdigen Preisträger», dessen Vergangenheit «von Terror, Gewalt und Blutvergiessen» geprägt sei: So nannte ein Mitglied des Preiskomitees 1994 den Paten des palästinensischen Terrors – und trat unter Protest zurück. Der PLO-Chef war verantwortlich für zahlreiche Mordanschläge, darunter den Anschlag auf die israelische Olympiamannschaft 1972 in München.

— **Menachem Begin:** Mord und Terror gingen auch auf das Konto des israelischen Premiers, der den Preis 1978 erhielt. Als Führer der zionistischen Terrorbande Irgun war er 1946 verantwortlich für den Anschlag auf das «King David»-Hotel in Jerusalem mit 91 Toten. Eine Beteiligung an einem Massaker an Palästinensern in Deir Jassin zwei Jahre später konnte ihm nicht endgültig nachgewiesen werden.

— **Anwar as-Sadat:** Begins Mitpreisträger war ein orientalischer Despot, der als ägyptischer Präsident politische Gegner verschleppen, inhaftieren und töten liess. Die repressiven Massnahmen gipfelten im «Herbst des

Zorns» wenige Wochen vor Sadats Ermordung, als er gegen seine einstigen Verbündeten in der Muslimbruderschaft vorging.

— **Barack Obama:** Bei ihm würdigte das Komitee seine «Vision». Kunststück, er war 2009 ja gerade erst gewählt worden und hatte noch nichts zum Weltfrieden beigetragen. Die Begründung erwies sich als kurzichtig: Denn

---

Bei Obama würdigte das Komitee seine «Vision». Kunststück, er war 2009 ja gerade erst gewählt worden.

---

Obama weitete den Drohnenkrieg aus, der auch unzählige zivile Opfer forderte. Bizarr wurde es, als der Nobelpreisträger Obama in Afghanistan den Nobelpreisträger «Ärzte ohne Grenzen» bombardieren liess – aus Irrtum offenbar, was zeigt, wie fehlerhaft und blutig der angeblich «saubere» Drohnenkrieg ist.

— **Seán MacBride:** Der irische Aussenminister war 1974 ein Gutmensch par excellence:

Mitautor der Europäischen Menschenrechtskonvention, Mitbegründer von Amnesty International, Streiter für die Entkolonialisierung Afrikas. Ein Jahr nach dem Nobelkomitee verlieh ihm die Sowjetunion ihren höchsten Preis: den Lenin-Friedenspreis. Doch in einem früheren Abschnitt seines Lebens hatte es der glühende irische Nationalist und IRA-Kämpfer bis zum Stabschef dieser gewalttätigen Separatistenorganisation gebracht.

— **Theodore Roosevelt:** Der US-Präsident wurde 1906 ausgezeichnet, weil er einen Waffenstillstand im Russisch-Japanischen Krieg zuwege gebracht hatte. Doch das war die einzige friedfertige Handlung im Leben und Wirken eines Mannes, der sich an der Spitze der Kavallerietruppe «Rough Riders» ins Schlachtgetümmel des Spanisch-Amerikanischen Krieges gestürzt hatte. Auch später setzte er knallhart Amerikas imperialistische Interessen in Südamerika durch und prägte den legendären Ausspruch: «Sprich sanft und trage einen grossen Knüppel; dann wirst du weit kommen.» O



Hunderttausende getötet: Henry Kissinger.



Pate des palästinensischen Terrors: Jassir Arafat.



«Sauberer» Drohnenkrieg: Barack Obama.



Hunderttausende vertrieben: Aung San Suu Kyi.



«Die Gesellschaft toleriert keine anderen Meinungen»: AfD-Werbung.



## Am Stadtrand der Demokratie

Verhöhnt, verprügelt, vertrieben: Wahlkämpfer der Alternative für Deutschland (AfD) leben gefährlich. Wir haben uns an einer strengbewachten Parteiveranstaltung in Berlin umgesehen.

Von Lukas Steinwandter

Genau 20,4 Kilometer vom Bundestag entfernt, an der nordöstlichen Stadtgrenze Berlins, stehen ein halbes Dutzend Sicherheitsleute und Polizisten vor dem Tor zu einem alten Gutshaus. «Jot weh deh» nennt der Berliner eine solche abgelegene Gegend, «janz weit draussen». Aber im Gegensatz zur Innenstadt sind hier draussen die Wahlplakate der Alternative für Deutschland (AfD) wenigstens hängen geblieben. Die Männer mit dem Knopf im Ohr winken ein Auto nach dem anderen auf den Hof vor einer grossen Backsteinscheune, die Insassen werden argwöhnisch beäugt. Auch auf dem Parkplatz streift Security-Personal umher.

### Wirte und Hoteliers eingeschüchtert

Der Bezirksverband Pankow der Berliner AfD hat zu einem Diskussionsabend mit den Fraktionschefs von Mecklenburg-Vorpommern und Berlin, Leif-Erik Holm und Georg Pazderski, im «Stadtgut Berlin-Buch» geladen. Eine halbe Stunde vor Beginn sitzen vier grauhaarige Männer auf einer Holzbank unter einem Laubbaum, der schon erste farbige Boten des Herbstes an seinen Ästen trägt. Aber für die AfD, so die Männer, habe gerade erst der Frühling begonnen. «Die Partei wächst und wächst. Denn immer mehr Menschen in Deutschland erkennen, dass es hier zugeht wie in der DDR», sagt einer von ihnen. Sein Nachbar ergänzt in Berliner Dialekt: «Dit is keene Demokratie mehr.»

Dass die AfD Wahlkampfveranstaltungen so weitab vom Schuss organisieren muss, hat vor allem einen Grund: Weiter in Richtung Stadtmitte kriegt sie keine Locations gemietet. In einem internen Schreiben des Bezirksverbandes heisst es: «Sie wissen, wie sehr uns der politische Gegner zurzeit behindert; Wirte und Hoteliers werden massiv eingeschüchtert. Angriffe auf Hotels sind keine Einzelfälle. Unsere Standbesetzungen werden von linken Einzeltätern oder Gruppen angegriffen oder beleidigt. Mitglieder werden mit Hetzschriften in ihrem Wohnumfeld angeprangert.» Betroffene werden aufgefordert, Übergriffe sofort polizeilich zu melden.

Die Männergruppe, zu der sich mittlerweile auch ein Ehepaar gesellt hat, ficht das nicht an. Namen nennen will keiner, der Presse traut man nicht. «Wir sind alle älter als sechzig», gibt einer von ihnen preis. Ein anderer wirft hinterher: «Ein Alter, in dem man vor gar nichts mehr Angst hat.»

Doch dass der Wahlkampf der jungen Partei, die in dreizehn Landtagen sitzt, mitunter gefährlich sein kann, ist keine Fantasterei von «besorgten Bürgern», wie die AfD-Anhänger ironisch von ihren Gegnern genannt werden. Denn ihr Wahlkampf wird häufig massiv gestört und behindert, und das, obwohl die AfD laut Umfragen mit über zehn Prozent als stärkste Oppositionspartei in den Bundestag einziehen könnte. Nur ein paar aktuelle Beispiele:

— Bei einer Rede von Spitzenkandidat Alexander Gauland in Hannover stürmte ein Mann trotz anwesender Polizisten und Ordner auf die Bühne und warf das Rednerpult um.

— Ungefähr zur selben Zeit bedrängten achtzehn Personen in Clownkostümen im

### Die Wirte haben «Angst vor Übergriffen, Boykottaufrufen oder Nazi-Schmierereien».

schwäbischen Hechingen Wahlkämpfer der AfD. «Sie schubsten die anwesenden fünf Politiker der AfD und brachten den Infostand in Unordnung», beschrieb die Polizei den Vorfall. Der sofortige Einsatz der Beamten verhinderte weitere Störungen. «Die «Clowns» sind nach bisherigen Erkenntnissen der linken Aktivistenszene zuzuordnen», berichteten die Beamten.

— Einen Tag darauf waren AfD-Politiker mit einem Wahlkampfbus in Potsdam unterwegs, als plötzlich ein Auto den Bus überholte und die Weiterfahrt blockierte. Mehrere Angreifer zerschlugen ein Fenster des Busses und rissen eine Werbefolie ab, ehe die Wahlkämpfer flüchten konnten.

— Zwei Mal wurden der Stuttgarter AfD-Bundestagskandidat Dirk Spaniel und sein Team nachts beim Plakatieren von Unbekann-

ne?“  
wir selber.



HLAND!

Alternative  
für  
Deutschland

„Bunte Vielfalt?“  
Haben wir schon.



TRAU DICH, DEUTSCHLAND!

Alternative  
für  
Deutschland

ten überfallen und zum Teil verletzt. Inzwischen hat er den Wahlkampf eingestellt: «Das ist für die Plakatierer zu gefährlich», schrieb Spaniel in einer Erklärung. «Wir wissen, dass es genau das ist, was die Linksextremen erreichen wollen.»

— Schon vor Beginn des Wahlkampfes wurden AfD-Politiker immer wieder das Ziel von Anschlägen. Anfang März hatten Linksextreme in der Nacht das Auto des rheinland-pfälzischen Vorsitzenden Uwe Junge angezündet. Aufmerksame Nachbarn alarmierten die Feuerwehr und verhinderten damit ein Übergreifen der Flammen auf das Wohnhaus, in dem Junges Familie schlief. Kein Einzelfall: Auch die Autos der Parteivorsitzenden Frauke Petry und ihrer Stellvertreterin Beatrix von Storch waren schon das Ziel von Brandanschlägen.

«Es ist schlimmer geworden», beschreibt der Berliner AfD-Chef Pazderski die Situation. «In Berlin gibt es bis auf einige wenige Mutige kein Lokal mehr, das an uns vermietet.» Das liege nicht daran, dass die Wirte politisch nicht mit der Partei übereinstimmen, sondern an der «Angst vor Übergriffen, Boykottaufrufen oder Nazi-Schmierereien». Das bestätigt auch Holm, Spitzenkandidat in Mecklenburg-Vorpommern und Wahlkreisgegner von Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU). Seine Strategie aus der Landtagswahl vor einem Jahr funktioniere nicht mehr. «Wir haben damals kleine Veranstaltungen organisiert, gingen in die Dörfer hinaus, haben uns mit den Leuten unterhalten. Das klappt jetzt nicht mehr, weil auch dort Vermieter eingeschüchtert werden.» Andererseits erhalte er aber auch grossen Zuspruch aus der Bevölkerung, auch in Westdeutschland. «Dort erkennen immer mehr Menschen die Parallelen zur DDR.» Und wie

sieht es mit den Wahlplakaten aus? «Wie in allen Bundesländern. In den Studentenstädten werden sie zerstört oder heruntergerissen. Das lässt tief blicken.»

#### «Aktionskits gegen AfD-Wahlkampfstände»

Machtlos steht die AfD dieser Zerstörungswelle gegenüber. Plakate kleben erfordert zudem Geld und Aufwand. Die Münchner AfD-Kreisverbände lobten Geldprämien für Sicherheitsbeamte aus. Für jeden an die Polizei überstellten Täter, der ein AfD-Plakat beschädigt oder geklaut hat, werde eine Belohnung von 400 Euro gezahlt. Der brandenburgische AfD-Landtagsabgeordnete Franz Josef Wiese will Bürgern gar eine Überwachungskamera und 50 Euro spendieren, damit sie die Wahlplakate seiner Partei per Video überwachen.

Diese Angriffe geschehen nicht immer spontan. Und vor allem sind ihre Urheber organisiert. Etwa das 2016 gegründete Bündnis «Aufstehen gegen Rassismus» (AGR). Es taucht immer wieder auf Gegendemonstrationen zu AfD-Veranstaltungen auf. Auf seiner Website verkauft es «Aktionskits gegen AfD-Wahlkampfstände». Darin enthalten sind eine Warnweste, Absperrband, ein Müllbeutel und eine Trillerpfeife. Dem Bündnis gehören Wissenschaftler, Gewerkschafter sowie linke und linksextreme Gruppen an. Aber auch die Grünen-Spitzenkandidaten Katrin Göring-Eckardt und Cem Özdemir sowie die SPD-Politiker Ralf Stegner und Manuela Schwesig zählen zu den Unterstützern. Besonders brisant: «Aufstehen gegen Rassismus» wird in den aktuellen Verfassungsschutzberichten zweier Bundesländer erwähnt.

An diesem Abend kommen keine Gegendemonstranten zu der AfD-Veranstaltung «janz weit draussen» vor Berlin. Rund 150 Besu-

cher füllen den Saal bis auf den letzten Platz. Auch junge Anwohner sind durch die hohen Sicherheitsvorkehrungen und die blauen Fahnen auf den Diskussionsabend aufmerksam geworden. «Die Gesellschaft toleriert keine anderen Meinungen», sagt der 28 Jahre alte Marcel. «Deshalb muss die AfD fünfzehn Security-Leute engagieren, um so einen Abend zu veranstalten.» Pazderski hätte sich natürlich einen grösseren Saal weiter drinnen in der Stadt gewünscht. Schliesslich möchten alle Parteien bei Wahlkampfauftritten Aufmerksamkeit. «Eigentlich», meint Pazderski: «Andererseits bin ich sehr froh, dass es heute ruhig blieb. Ausnahmsweise.» ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die  
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Vorwärts in den Einheitsstaat

Jean-Claude Juncker verspürte Rückenwind, aber seine Vision von einem einheitlichen Europa wird die Krise nicht lösen, sondern die Fliehkräfte eher noch verstärken.

Von Wolfgang Koydl



**Übermut und Hochmut:** EU-Kommissions-Präsident Juncker.

Man kann von Glück sagen, dass EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker nicht noch mehr Sprachen spricht und auf die Verwendung seines heimischen *lëtzebuergesch* Idioms verzichtete. So hangelte er sich lediglich auf Deutsch, Englisch und Französisch durch seine Rede zur Lage der Europäischen Union – ein wenig wie der Conférencier im Film «Cabaret», recht sinister, doch weniger unterhaltsam.

Willkommen, *bienvenue*, *welcome* in der schönen, neuen Euro-Welt des Jean-Claude Juncker: Ein Volk, ein Re... Pardon: eine Schengen-Zone, eine Währung, ein Präsident. Alles wird eins unter dem Dach der europäischen Behörden in Brüssel. So viel Europa war schon lange nicht mehr, und demnächst – so das Versprechen des Präsidenten – wird es noch sehr viel mehr sein. Nicht wenige werden es freilich eher für eine Drohung halten.

## Abweichler überstimmen

Es war zwar Juncker, der am Rednerpult stand und den Text vortrug. Aber für Eingeweihte war es offenkundig, wer ihm bei der Niederschrift die Hand geführt hatte: Martin Selmayr, Zuchtmeister, Strippenzieher und Chef-intrigant im Brüsseler Berlaymont-Gebäude. Der Deutsche ist der mächtige Kabinettschef von Juncker, und die Rede trug seine Handschrift. Denn Selmayr wollte schon immer den europäischen Superstaat, in dem die Mitglieder im Zweifel nicht mehr Rechte hätten als französische Départements. Dazu passt, dass

Juncker nationalen Parlamenten das Vetorecht entziehen möchte. Und Einstimmigkeit ist auch nicht mehr gefragt: Abweichler sollen nach den Vorstellungen Junckers und Selmayrs künftig überstimmt werden können.

Seit Juni 2016 glaubt sich Selmayr seinem Ziel ein grosses Stück näher. Damals stimmte eine Mehrheit der Briten für den Austritt aus der EU. Derweil man in Brüssel offiziell verzweifelt die Hände rang, konnte der Kabinettschef seine Freude nur schwer verbergen: Schneller als andere hatte er erkannt, dass die Euro-Turbos den Nachbrenner zünden könnten, nun, da die lästigen britischen Quertreiber, Bedenkenträger und Störenfriede sich endlich selbst den Laufpass gegeben hatten. Jetzt würde niemand die EU aufhalten.

Der Übermut in Junckers Rede wurde zusätzlich aus der Erleichterung gespeist, dass bei den Wahlen in der ersten Jahreshälfte die befürchteten Katastrophen ausgeblieben waren: Im Elysée-Palast sitzt nicht Marine Le Pen, sondern Emmanuel Macron, und in Den Haag wurde Geert Wilders von der Regierung festgehalten. Da sieht man gerne darüber hinweg, dass die Niederlande mehr als ein halbes Jahr nach der Wahl noch immer keine neue Regierung haben. Doch schon der Volksmund weiss, dass Übermut selten guttut, und so waren denn auch Junckers Worte von einem Realitätsverlust gekennzeichnet, den die Europäer so gerne den britischen Brexit-Verhandlern unterstellen. Selten klappt Wunsch und Wirklichkeit mehr

auseinander. Der Rückenwind, den Juncker zu verspüren glaubte, ist eher die Schwerkraft, die den EU-Karren Hals über Kopf den Steilhang hinabrasen lässt, nun, da die britische Notbremse entfernt worden ist.

## Widerstand in Ost- und Mitteleuropa

So wünschte sich Juncker eine Ausweitung des grenzenlosen Schengen-Raums auf alle Mitglieder – Bulgarien und Rumänien eingeschlossen. Doch praktisch zeitgleich diskutierten die Innenminister der EU in Tallinn einen gemeinsamen Vorstoss Frankreichs und Deutschlands, die seit zwei Jahren an mehreren innereuropäischen Grenzen eingeführten Kontrollen verlängern zu dürfen – auf vier statt zwei Jahre. Die gegenwärtige Ausnahmeregelung läuft Ende Oktober, Anfang November aus.

Juncker erinnerte zudem daran, dass der Euro irgendwann in allen Mitgliedsstaaten Zahlungsmittel sein müsse. Das steht zwar so seit 1992 im Vertrag von Maastricht. Das Thema aber gerade jetzt, zwei Wochen vor den Wahlen in Deutschland, ohne Not aufs Tapet zu bringen, zeugt von einem an Dummheit grenzenden Hochmut. Die Alternative für Deutschland (AfD), die einst als Anti-Euro-Partei entstand, konnte ihr Glück über den ebenso unerwarteten wie unfreiwilligen Wahlhelfer aus Brüssel kaum fassen. Der Wahlslogan schreibt sich fast von selber: «Sollen wir jetzt auch für die Rumänen blechen?»

Juncker und sein getreuer Adlatus Selmayr sollen sich nicht täuschen. Der Austritt der Briten heisst nicht, dass nun alle Hindernisse auf dem Weg zum europäischen Superstaat aus dem Weg geräumt sind. Im Gegenteil: Der Widerstand wächst in anderen Mitgliedsstaaten, vor allem in Ost- und Mitteleuropa.

Aber wurden die Ungarn und andere Querulanten nicht in ihre Schranken verwiesen, unter anderem durch das jüngste Urteil des Europäischen Gerichtshofes, das sie zwingt, Migranten im Rahmen der vor zwei Jahren beschlossenen Verteilungsquote aufzunehmen? Nicht wirklich. Denn diese Regelung läuft am 26. September aus. Dann gilt wieder das Prinzip der Freiwilligkeit.

Junckers vermeintlicher Aufbruch in eine strahlende Zukunft war daher eher ein Abgesang auf ein freies, vielfältiges Europa. Um noch einmal den Volksmund zu bemühen – er hat auch eine Weisheit für den mit dem Übermut verwandten Hochmut parat. Der kommt bekanntlich vor dem Fall. ○

# Radikaler Austritt

Von Hansrudolf Kamer — Zwei Wochen vor dem Parteitag in Manchester sind die Differenzen über den Brexit in der Regierung May offen ausgebrochen. Boris Johnson will die maximale Distanz zur EU.



Kaum hat die Euro-Zone etwas Wirtschaftswachstum zustande gebracht, sind auf dem alten Kontinent wieder grosse Worte über Europas Zukunft an der Tagesordnung. Wer an der Wirklichkeitsnähe dieser Höhenflüge zweifelt, blickt über den Ärmelkanal, wo sich die Tory-Regierung über die Art der Verabschiedung von der EU in den Haaren liegt.

Den Stein ins Rollen brachte Aussenminister Boris Johnson, der ein fulminantes Plädoyer für einen möglichst klaren und sauberen Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union publizierte. «Bojo» ist der Einzige unter den Tories, der aus dem technokratischen Gewusel der Brexit-Verhandlungen, der einschläfernden Rhetorik dossiergläubiger Politiker und Beamter und den taktischen Winkelzügen aller Beteiligten so etwas wie eine strategische Linie zeichnen kann.

## Reines Wunschenken

Johnson vertritt eine dezidiert positive Vision Britanniens nach dem Abschied von Brüssel. Sie nährt sich vom Glauben an die Eigenständigkeit und den Ideenreichtum seiner Landsleute. Sein Artikel im *Daily Telegraph* ist eine Absage an jene, die glauben, sie könnten den EU-Weggang ganz vereiteln oder verwässern. Die Hoffnung, der Brexit werde schliesslich im Sumpf der legalistischen Rängeleien untergehen, ist jedoch reines Wunschenken.

Die Brexit-Vorlage wurde vergangene Woche mit 326 gegen 290 Stimmen in erster Lesung vom Unterhaus angenommen. Das ist zwar noch nicht das letzte Wort, aber ein klares Indiz dafür, dass sich das britische Parlament nicht vom Kurs abbringen lassen wird.

Johnson erwähnt die düsteren Prognosen, die nach der Volksabstimmung gemacht wurden. Die Realität ist anders und reflektiert die klassischen britischen Stärken und Schwächen: hohe Investitionstätigkeit und hoher Beschäftigungsgrad einerseits, schwächelndes Pfund und niedrige Produktivität andererseits. Davon erfährt der interessierte Europäer wenig. In den englischsprachigen Medien, die vor allem auf dem Kontinent konsumiert werden, im *Economist*, in der *Financial Times*,

der *New York Times* und bei der BBC, wird der Brexit stets in dunklen Farben gemalt.

Deshalb singt Boris Johnson das Hohelied der Selbständigkeit. Brexit heisst laut ihm konkret: Verlassen der Zollunion und des europäischen Binnenmarkts, Austritt aus dem Halbschatten des Europäischen Gerichtshofes, Selbstbestimmung über die Grenzen, das Geld und die Gesetze. So formuliert, ist das aber nicht das Programm der Regierung May.

Johnson kann zwar auf die Unterstützung des alten Freundes und Rivalen Michael Gove (Umweltminister) zählen, nicht aber auf jene des Schatzkanzlers Philip Hammond und der Innenministerin Amber Rudd. Hammond und Rudd sind für einen «weichen» Brexit, will sagen ein Arrangement, das der Schweizer Lösung ähnelt – Verträge für den Zugang zum Binnenmarkt, aber Übernahme von Gesetzen und Regulationen der EU. Johnson und Gove wollen einen grösseren und klareren Abstand.

Nicht nur sachliche Meinungsunterschiede, sondern auch persönliche Ambitionen treiben die Diskussion an. Alle rascheln und scharren um die Nachfolge der Premierministerin Theresa May, wenn diese dereinst für das jüngste Wahldebakel zur Rechenschaft gezogen wird. Wie es scheint, wird das am Parteitag aber nicht geschehen, denn ein Favorit ist zurzeit nicht in Sicht. Der Parteitag beginnt am 1. Ok-

tober, und bis dann müsste es May gelungen sein, die streitenden Kabinettsmitglieder zum Schweigen und auf eine Linie zu zwingen.

Gelingt ihr das nicht, so wird es wohl zu Rücktritten kommen. Die Stellung von Theresa May selber ist seit den verpatzten Wahlen zwar prekär, doch hat die Tory-Minderheitsregierung immerhin einige wichtige Abstimmungen im Unterhaus gewonnen.

## Der kranke Mann am Ärmelkanal

In seiner Brexit-Skizze erinnert Johnson an die Gründe, weshalb Britannien der EG 1972 beigetreten ist: der Schock der Suezkrise, der Verlust des Selbstvertrauens in Westminster und Whitehall, die deprimierende Art und Weise, wie den Briten die Gestaltung der postimperialen Zukunft erklärt wurde. Es ging um die Wirtschaft, den gemeinsamen Markt und den Aufschwung des Handels. Grossbritannien war damals der kranke Mann am Ärmelkanal.

Mit der Zeit habe sich aber herausgestellt, dass es eigentlich um politische Integration gehe, um eine Vereinigung, für die Britannien nie eingetreten sei. In den 45 Jahren Mitgliedschaft hat das Königreich laut Johnson immer wieder versucht, den zentralistischen Drive zu bremsen – praktisch ohne Erfolg.

Und auf jede Krise lautete die Antwort: «Mehr Europa!» Das Ziel sei klar, es solle ein einziges Gemeinwesen aus 27 Nationen entstehen. Das sei ganz einfach nicht Britanniens Schicksal. Charles de Gaulle, der Weitsichtige, hatte sich lang gegen eine Mitgliedschaft der Briten gesperrt: «England ist insular, maritim [...], mit den verschiedenartigsten und häufig entferntesten Ländern verbunden.» Das könnte wieder Zukunft sein.



«Nicht Britanniens Schicksal»: Aussenminister Johnson.

# Tagebuch eines Erlösers

Es gibt wenige politische Theorien, die in der Praxis so gescheitert sind wie das Guerilla-Konzept von Ernesto «Che» Guevara. Mit seinem Tod vor 50 Jahren begann das Phänomen der Heiligenlegende: Die Linke in den westlichen Industrieländern brauchte diese Jesusfigur. Von Helmut Scheben

«Die Masse der Landbevölkerung hilft uns nicht, die Campesinos erweisen sich als Verräter», schrieb einer vor einem halben Jahrhundert in sein Tagebuch. Es war die Chronik einer Niederlage, die mit Märtyrertod und Auferstehung enden sollte.

Der Tagebuchschreiber ist ein 39-jähriger argentinischer Arzt namens Ernesto Rafael Guevara de la Serna, die andern Mitstreiter sind Kubaner, Bolivianer, Peruaner. Sie nennen ihren Kommandanten nach einer Besonderheit im argentinischen Spanisch «el Che».

Über den argentinischen Guerillakämpfer, der zum Popstar wurde, sind Hunderte Bücher geschrieben worden. Keines davon zeigt ernüchternder und erschreckender seine politische und menschliche Tragödie als das «Bolivianische Tagebuch».

Wer aufmerksam liest, was da vor fünfzig Jahren passiert ist, der stellt zunächst erstaunt fest, dass die völlige Unkenntnis von Land und Leuten die Guerilla schon entscheidend schwächte, bevor sie von der bolivianischen Armee aufgerieben würde. In dem zerklüfteten Gelände zwischen dem Ostabhang der Kordilleren und dem Tiefland des bolivianischen Chaco ist die Orientierung schwierig. Unter enormen Strapazen schlagen die *macheteros* Tag für Tag Wege durch das Unterholz und befragen die wenigen Campesinos, die in dem dünnbesiedelten Gebiet anzutreffen sind, an welchem Bachlauf oder auf welchem Hügel man sich befindet. Bei den Versuchen, reissende Flüsse in tiefen Schluchten zu überqueren, werden immer wieder Rucksäcke, Waffen und Tragtiere verloren, einige Guerilleros, die nicht schwimmen können, ertrinken.

Abszesse, Ödeme, Malaria und andere Krankheiten quälen die Truppe. Als die bolivianische Armee die Höhlen entdeckt, in denen die Guerilla Waffen, Dokumente, Nahrungsmittel und Medikamente versteckt hatte, gibt es auch für Guevara selbst keine Spritzen und Tabletten mehr, um sein schweres Asthma unter Kontrolle zu bringen.

Die Strapazen bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die Moral der Truppe. Immer wieder kommen Aggressionen auf, müssen Streitereien um Essensrationen oder um ungleich verteilte Traglasten geschlichtet werden. Einige Leute sind körperlich und seelisch erschöpft und werden zur Belastung, andere desertieren, werden gefangen genommen und liefern der Armee Informationen.

In den Monaten Juli und August des Jahres 1967 geht es dem Ende zu. Guevara ist mit sei-

nen wenigen überlebenden Leuten weiträumig von Rangertruppen eingekreist. Gewaltmärsche werden unausweichlich. «Die Situation ist beängstigend», heisst es am 30. August 1967 im Tagebuch. Die Leute seien am Verdursten, einige hätten bereits ihren Urin getrunken, mit dem verheerenden Ergebnis, dass sie Durchfall und Krämpfe bekamen. Nach Gefechten operiert Guevara Schwerverwundete unter primitiven Bedingungen. Die meisten sterben bei dem Eingriff.

Die bolivianische Armee war dank Verrätern aus dem Umfeld der Guerilla von Anfang an über das Operationsgebiet Guevaras informiert. US-amerikanische Berater sind vor Ort. Präsident Lyndon B. Johnson ist entschlossen, kein zweites Kuba im «Hinterhof» der USA entstehen zu lassen.

## Kein Kontakt mit der Bevölkerung

An jedem Monatsende zieht Guevara in seinem Tagebuch Bilanz, und die ist jedes Mal die gleiche: kein Kontakt mit der Bevölkerung, keine Unterstützung durch die Campesinos. Es gibt wenige politische Theorien, die in der Praxis so brutal gescheitert sind wie das Guerilla-Konzept, das Che Guevara dazu verleitete, einen bewaffneten Aufstand in Bolivien zu beginnen. Er glaubte, es bedürfe nur einer Initialzündung, um die Widersprüche in vielen Ländern der

## Havanna rührte keinen Finger, als klar war, dass Guevara ins Messer laufen würde.

Dritten Welt zur Explosion zu bringen. Die Guerilla als «kämpfende Avantgarde des Volkes» legt nach dieser Theorie einen Brandherd revolutionärer Gewalt, und alles andere kommt quasi von selbst: «Der Kampf der Massen in den unterentwickelten Ländern muss von der kleinen Guerilla-Avantgarde entwickelt werden, und diese wird gegenüber dem feindlichen Heer erstarken und den revolutionären Feuereifer der Massen katalysieren, bis die revolutionäre Situation entsteht, in der die staatliche Macht mit einem Schlag zusammenbricht.»

So steht es in einem der Aufrufe, die Guevaras selbsternanntes Ejército de Liberación Nacional de Bolivia (ELN) aus dem Guerillacamp an das bolivianische Volk richtet.

Das Volk zeigt aber keinen «revolutionären Feuereifer», sondern Gleichgültigkeit. Die Theorie von der Guerilla als Avantgarde – be-

kannt unter dem Begriff Fokismus nach dem spanischen Wort *foco* (Brandherd, Brennpunkt) – vernachlässigte viele Erfahrungen historischer Revolutionsführer von Lenin über Mao Zedong bis Ho Chi Minh, vor allem aber die Binsenweisheit, dass der Guerillero die breite Unterstützung der Bevölkerung braucht und sich in ihr bewegen muss wie ein Fisch im Wasser. Darüber hatte Guevara selbst oft genug doziert. Nun ging er in ein Territorium, von dem er – im doppelten Wortsinn – nicht einmal wusste, ob es Wasser gab.

Die Guerilla endet tatsächlich wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sie bekommt keine Hilfe von oppositionellen bolivianischen Organisationen, weder von den Campesinos noch von Gewerkschaften oder politischen Parteien.

Als Guevara nach Bolivien aufbrach, ging er an einen Ort namens Utopia. Er importierte eine Guerillagruppe in eine Region, die er nicht kannte. Er traf dort auf eine Bevölkerung, deren indigene Sprachen – Guaraní, Chiquitano, Aymara, Quechua – er nicht verstand und die den weissen, bärtigen Fremden mit tiefem Misstrauen begegnete.

Am 30. September 1967, wenige Tage vor seiner Gefangennahme, schreibt er in sein Tagebuch: «Die Masse der Campesinos hat uns in keiner Weise geholfen, die Campesinos erweisen sich als Verräter.»

Ein erschreckender Satz, in dem sich seine Verbitterung, sein Realitätsverlust und die Abwegigkeit seines Unterfangens manifestieren wie bei keiner anderen Eintragung im «Diario en Bolivia». Eine Reihe von Guerilla-Aufständen, die nach der Fokismus-Strategie «revolutionäre Brandherde» entzündeten, endeten in den sechziger Jahren – in Peru, Argentinien, Venezuela, Kolumbien – auf ähnlich erbärmliche Weise wie jener Che Guevaras am 9. Oktober 1967 in Bolivien. Fünfzehn Jahre später war alles anders.

1981/82 arbeitete ich in der Presseabteilung der salvadorianischen Guerilla Frente Farabundo Martí para la Liberación Nacional FMLN. Im November 1981 ging ich zum ersten Mal in eine der sogenannten kontrollierten Zonen der Guerilla. Das Bild, das sich bot, war das Gegenteil dessen, was Guevara im «Bolivianischen Tagebuch» festhielt. In El Salvador stand ein Teil der ländlichen Bevölkerung hinter der Guerilla und war mit ihr zu einer Einheit zusammengewachsen. Ich wanderte kreuz und quer durch die Zone, half Mais ernten, *caña* (Zuckerrohr) schneiden, Feuerholz machen



Popstar der Unangepasstheit: Guerillakämpfer Ernesto «Che» Guevara (1928–1967).

und liess mir die Geschichte des Aufstandes erzählen, während ich am Brunnen meine Kleider wusch oder in den Küchen die Maismühle drehte. Zwischen Schweinen, Hühnern und dem Geruch des schwarzen Kaffees im *cumbo* (Kalebasse) bekam ich eine Anschauung von der Strategie der *guerra popular prolongada*, des verlängerten Volkskriegs.

«In den Stützpunkten der Guerilla herrscht eiserne militärische Disziplin», schrieb ich damals in meinen Notizen: «Aber es ist gleichwohl nicht die militärische Ordnung, die das Klima der Zone ausmacht. Das Klima ist geprägt vom Lebensrhythmus der Bauern. Von

ihrer ruhigen, bedächtigen Art. Sie messen die Zeit in Maultierwegen. In Zuckerrohr-*manzanas* (Anbauflächen). In Regenzeiten. Von einigen weiss man nicht mehr genau, wie alt sie sind. Aber sie wissen sehr wohl, dass die Ältesten unter ihnen älter sind an Kaffeepflücker-Tagelöhnen und Guaro-Schnaps, dass die Frauen älter sind an frühgestorbenen Kindern, als es die Statistik erlaubt: Ihr Zeitgefühl ist anders. *Guerra popular prolongada* heisst etwas anderes, wenn es ein Campesino sagt, als wenn es ein Student aus der Stadt sagt.»

Die salvadorianische Guerilla – vor allem die Fraktion der Fuerzas Populares de Liberación

(FPL) – hatte vom Scheitern des Fokismus eines Che Guevara gelernt. Sie hatte in den ländlichen Gebieten mehr als zehn Jahre politische Basisarbeit mit der Bevölkerung gemacht, bevor sie den bewaffneten Aufstand begann. Sie kannte jeden Pfad, jedes Haus, jede Familie. Die Verschmelzung von Bevölkerung und Kombattanten entwickelte sich nach dem Lehrbuch des vietnamesischen Vietcongs.

«Der Vietcong ist hier nichts Eigenes. Der Vietcong ist das Volk», hiess es 1967 in einem Bericht der US-Armee zur Lage in der Provinz Quang Ngai. Die salvadorianische Armee stand Anfang der achtziger Jahre vor einer schwierigen Situation, denn Flächenbombardierungen, Napalm, Entlaubungsgifte und die Strategie der verbrannten Erde schienen nach Vietnam nicht mehr die geeigneten Mittel der Aufstandsbekämpfung. Die US military advisors setzten in El Salvador auf differenziertere Methoden der Counterinsurgency, zum Beispiel die gezielte Tötung von katholischen Priestern und Ordensfrauen, die mit der Guerilla sympathisierten.

### Das Problem mit den Russen

Die fehlende Hilfe der Bevölkerung war sicher nicht der einzige Faktor, der die Che-Guevara-Guerilla scheitern liess. In Kuba hatte 1959 ein bewaffneter Aufstand unter Fidel Castro zum Sturz der Regierung Batista geführt. Guevara hatte den relativ schnellen militärischen Sieg als Guerilla-Kommandant miterlebt und zog daraus den falschen Schluss, die kubanische Erfahrung liesse sich auf andere Länder Lateinamerikas übertragen.

Die Führung der bolivianischen KP vertrat – sicher zu Recht – den Standpunkt, in Bolivien seien die Bedingungen für einen bewaffneten Aufstand nicht gegeben. Zwischen dem KP-Chef Mario Monje und Guevara kam es bald zum Konflikt. Monje lag auf der Linie der Sowjetunion. Der Kreml setzte in jenen Jahren auf das Gleichgewicht der Kräfte und die Sicherung der Einflussbereiche im Status quo. Die kommunistischen Parteien Lateinamerikas sollten sich auf parlamentarischem Weg und in Allianz mit bürgerlich-demokratischen Kräften konsolidieren.

Die Herren in Moskau hatten Che Guevara zwar freundlich empfangen, machten aber keinen Hehl daraus, dass sie mit dem radikalen Hitzkopf, der «zwei, drei, viele Vietnam» proklamierte, die grösste Mühe hatten. Der Kreml hatte eben die Kubakrise hinter sich und fürchtete, eine militärische Eskalation könnte in einen Atomkrieg führen. In dieser Einschätzung waren sich Washington und Moskau wohl einig.

Havanna war wirtschaftlich völlig abhängig von Moskau und den Staaten des Warschauer Paktes. Es ist wahrscheinlich, dass Fidel Castro unter dem Druck der Sowjetunion die Unterstützung der Guevara-Guerilla in Bolivien auf reine Rhetorik und Proklamationen beschränkte. Gut dokumentiert ist jedenfalls, dass Castro



*Völlige Unkenntnis von Land und Leuten:* Che Guevara in Bolivien, 1967.



*Gesalbt für die Auferstehung:* Guevaras Leichnam, Oktober 1967.



*Jesusfigur:* Fans an einem Fussballspiel in Hamburg, 2013.

wegen seiner Unterstützung bewaffneter Aufstände mit der Kommunistischen Partei Venezuelas und jenen anderer Länder in schwere Konflikte geriet. Havanna rührte jedenfalls am Ende keinen Finger, als klar war, dass Guevara mit seinen Leuten ins Messer laufen würde. Man kann nicht ausschliessen, dass das Politbüro in Havanna nicht traurig darüber war, dass Guevara nach Bolivien ging und dass man ihn auf diese Weise loswurde.

Das steht zwar in totalem Gegensatz zum Che-Guevara-Kult und der bedingungslosen Che-Verehrung, die bis heute in Kuba jedem Schulkind eingepflegt wird, wäre aber nicht unlogisch. Der tote Che Guevara ist bis auf den heutigen Tag brauchbar für jede Form von vaterländischer Heldenverehrung, obwohl seine revolutionäre Kompromisslosigkeit zu Lebzeiten im offiziellen, realpolitischen Havanna nicht goutiert wurde.

### Die Auferstehung

Die zerlumpete Gestalt, die sich am 8. Oktober 1967 der bolivianischen Armee ergibt, hat nichts mehr vom strahlenden Sieger der Sierra Madre. Nach der Hinrichtung liessen die Militärs der Leiche den Bart stutzen und die Haare schneiden. Sie präsentierten den Pressefotografen einen sauber gewaschenen und adrett hergerichteten Che Guevara als Trophäe.

Zynismus der Geschichte: Es war, als hätten sie ihn gesalbt für die Auferstehung. Von diesem Moment an beginnt das Phänomen der Heiligenlegende. Die Linke in den westlichen Industrieländern brauchte diese Jesusfigur. Sein Tod war die Voraussetzung für seine Himmelfahrt. Die ideologischen Parallelen zum Christentum sind unverkennbar. Er wurde zum Erlöser in der Bedeutung, die das Christentum diesem Wort verleiht. Er hatte gelitten bis zur Hinrichtung.

Ab dem Ende der sechziger Jahre wurde das «Bolivianische Tagebuch» an den politisch brodelnden Universitäten mit Eifer gelesen. Guevaras Thesen über revolutionäre Gewalt waren eine Art Religionsersatz, ein Neues Testament von einem «Jesus mit der Knarre» (Wolf Biermann), der den bewaffneten Aufstand predigt, um die Welt von Kolonialismus, Imperialismus und kapitalistischer Ausbeutung zu befreien.

Spätestens ab 1968 war der bewaffnete Aufstand weltweit das Credo der radikalen Linken weltweit geworden. Die Maschinenpistole wurde zum Fetisch und ersetzte die Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen. Wer lesen konnte, der kam zwar nicht an der Erkenntnis vorbei, dass das «Bolivianische Tagebuch» des Che die Chronik eines angekündigten Todes war. Eine in marxistischer Dialektik geschulte Linke drehte diese Einsicht aber flugs zu der These um, der ar-

gentinische Weltrevolutionär habe sich für seine Utopie des neuen Menschen opfern müssen, damit die Menschheit einen Schritt weiterkomme. Eine These von religiöser Transzendenz.

Die Verklärung des Che Guevara zum Märtyrer war ein Medikament gegen die Frustrationen des realpolitischen Alltags und gegen die wachsende Enttäuschung der europäischen Linken über den real existierenden Sozialismus. Dieses Mittel wirkte und wirkt bis heute. Über Che als Popstar der Unangepasstheit schlechthin konnten sich alle einig werden: Linke und Rechte, Sozialisten, Polizisten, Philanthropen und Hersteller von Unterwäsche.

Der Argentinier, der real existiert hatte, wurde aus der Ebene der politischen Vernunft emporgehoben auf den Altar der Heiligenbilder. Von da ab stand seiner weltweiten Vermarktung als Ikone des prinzipiell Guten nichts mehr im Weg. Sein Konterfei zierte bis heute Kaffeetassen, T-Shirts, Baseballmützen und Schlüsselanhänger.

Helmut Scheben arbeitete ab 1977 acht Jahre als Journalist in Lateinamerika, zunächst in Peru, dann im Pressebüro der salvadorianischen Guerilla und ab 1983 in der Agencia Periodística de Información Alternativa (Apia) in Nicaragua. Ab 1986 war er auf der Redaktion der *Wochenzeitung* in Zürich und danach 19 Jahre beim Schweizer Fernsehen SRF tätig, die letzten 16 Jahre vor seiner Pensionierung in der SRF-«Tagesschau».

# Züspa<sup>17</sup>

DIE ERLEBNISMESSE  
**29. SEPT - 8. OKT 2017**  
MESSE ZÜRICH | [WWW.ZUESPA.CH](http://WWW.ZUESPA.CH)

Die besten Momente sind meist die unerwarteten.  
**Lassen Sie sich von der neuen Züspa überraschen.**

SBB CFF FFS  
RailAway-Kombi

**Blick**

Sonntags  
**Blick**

TELE  
ZÜRICH

strotzige

**zula**

29.9. - 8.10.2017

FIT  
MORE

29.9. - 8.10.2017

Veggie  
World

29.9. - 1.10.2017

**Creativa**  
ZÜRICH

5. - 8.10.2017



*Kühne Rollen:* Nicole Kidman.



Ikone der Woche

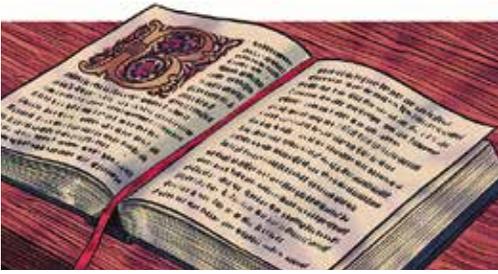
## Die Abräumerin

Von Beatrice Schlag

Dies ist ihr Jahr. Vor vier Monaten wurde Nicole Kidman als «Königin von Cannes» gefeiert, wo sie gleich in vier Produktionen zu sehen war und mit einer Palme geehrt wurde. Am vergangenen Sonntag erhielt sie für ihre Rolle als Ehefrau eines gewalttätigen Mannes in der Miniserie «Big Little Lies» ihren ersten Emmy und überraschte den Kollegen Alexander Skarsgård, als Darsteller des prügelnden Gatten ebenfalls preisgekrönt, bei seinem Abgang von der Bühne mit einem dicken Kuss. Zwischen Cannes und Emmy-Verleihung feierte sie ihren 50. Geburtstag und liess sie sich für das Cover des britischen Modemagazins *Love* in einem hautengen roten Badeanzug mit Schmollmund und Cowboyhut fotografieren. Das Titelbild der blonden Frau mit den sich unübersehbar abzeichnenden Nippeln, die man auf höchstens dreissig schätzen würde, ging um die Welt. Hinterher fragte die Schauspieler, die sich bei öffentlichen Auftritten kaum je freizügig kleidet: «Was habe ich da getan? Ich habe den Verstand verloren!» Vermutlich war es der 50. Geburtstag. Der stellt mit manchen Menschen merkwürdige Dinge an.

### «Grösser als ein Drehbuch»

Wenn von Nicole Kidman die Rede ist, schütteln viele Kinogänger bedauernd den Kopf. Denn die schöne Australierin ist inzwischen so faltenfrei gespritzt – ihr Ehemann, Country-sänger Keith Urban, tut es ihr neuerdings nach –, dass ihr Anblick manchmal fast absurd künstlich wirkt. Ihrer riesigen Begabung und ihrem Mut als Schauspielerin setzte das Botox allerdings glücklicherweise nie zu. Bis auf wenige Ausnahmen zu Beginn ihrer Karriere in den USA lehnte Kidman, die in Australien schon ein Star war, bevor Tom Cruise sie nach Hollywood holte und später heiratete, sämtliche Blockbuster-Rollen ab. Viel lieber spielte und spielt die 1,80 Meter grosse Blondine schräge, komplexe, kühne Rollen. Wie die der reichen, scheinbar perfekten Ehefrau Celeste in «Big Little Lies», für die sie eben ausgezeichnet wurde. «Celeste berührte mich mehr als jede andere Rolle. Ich fühlte mich sehr exponiert, gedemütigt und verwundbar», sagte sie am Sonntag. «Aber manchmal haben Schauspieler die Chance, etwas herüberzubringen, das grösser ist als ein Drehbuch. Häusliche Gewalt ist eine komplizierte, heimtückische und sehr viel weiter verbreitete Krankheit, als wir wissen wollen, begleitet von Scham und Heimlichkeiten. Dass ich diesen Preis bekommen habe, heisst, dass sie mehr Beachtung finden wird. Dafür danke ich Ihnen.»



## Die Bibel

# Hoffnung

Von Peter Ruch

**D**er Glaube aber ist die Grundlegung dessen, was man erhofft (Hebräer 11, 1). Wer Klarheit über die christliche Hoffnung gewinnen will, muss zuerst über die allgemeine Hoffnung nachdenken. Hoffnung ist derart alltäglich, dass man sie leicht übersieht wie den Atem oder den Herzschlag. Erst bei Störungen werden uns diese Phänomene bewusst. Wir nennen es nicht Hoffnung, wenn wir damit rechnen, dass wir morgen unsere Vorhaben verwirklichen können. Oder dass Freundlichkeiten erwidert werden. Dennoch sind unsere Redewendungen von Hoffnung durchzogen. Jeder Gruss mit dem Wunsch für einen guten Tag, jedes «auf Wiedersehen» sind Worte der Hoffnung. Vielleicht gedankenlos, aber nicht grundlos.

Allerdings leben wir Menschen oft von dürftigen Hoffnungen. Das Wochenende, die nächste Reise, eine geplante Anschaffung und dergleichen sind ja berechenbar und treten fast sicher ein. Und doch ist das Verhältnis zur Zukunft auch hier zweideutig. Einerseits gestalte ich sie, andererseits merke ich, dass ich nicht restlos über mich verfügen kann. Auch die perfekte Zukunftsplanung enthält Unwägbarkeiten. Hier beginnt das, was den Namen Hoffnung verdient. Diese richtet sich auf einen Horizont, wo die Sicherheiten versagen und ich darauf vertraue, schlimmstenfalls in die Hand Gottes zu stürzen. Im Neuen Testament ist die Wortgruppe des Glaubens häufiger als diejenige der Hoffnung. Und wer als Glaubender von Hoffnung erfüllt ist, kann sich ungeteilt der Gegenwart widmen. Er bewege sich wie ein Ruderer vertrauensvoll mit dem Rücken zum Ziel, schrieb der dänische Theologe und Philosoph Søren Kierkegaard. Und weiter: «Der Glaube kehrt dem Ewigen den Rücken zu, eben, damit er es ganz bei sich habe in dem Tag heute. Kehrt jedoch ein Mensch, zumal in irdischer Leidenschaft, sich dem Zukünftigen entgegen, so ist er am weitesten vom Ewigen fort, und so wird der morgige Tag eine ungeheuerliche, verwirrende Gestalt.» Diese Zusage aus Hoffnung ist eine Absage an die Zukunftsängste und an panische Sicherheitsansprüche.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

## Karrieren

# Tollkühn dem Himmel entgegen

Mit ihrer lebensgefährlichen Nummer war Elizabeth Bauer-Nock in den 1950er Jahren die Attraktion im grössten Zirkus der USA. Danach baute sie mit ihrem Mann ein Unterhaltungsimperium auf. Nun ist die Schweizerin 80-jährig gestorben. *Von Rico Bandle*

**E**s regnete leicht an jenem Tag in Chiasso, dennoch zeigten die drei jungen Nocks unter freiem Himmel ihre waghalsige Akrobatik auf zwanzig Meter hohen, gefährlich schwingenden Holzmasten. Alltag für die Teenager aus der alten Schweizer Zirkusfamilie – ausser dass ihnen diesmal ein spezieller Mann zuschaute: Clem Butson, Direktor des grossen Londoner Harringay Arena Circus, der eigens für sie angereist war.

Butson war dermassen beeindruckt von den tollkühnen Schweizern, dass er sie umgehend engagierte: Es war der Start einer Weltkarriere. Im Winter 1953/54 waren Eugen, Charles und die erst siebzehnjährige Elizabeth Nock eine Sensation in London. Der jungen Queen Elizabeth II stockte beim Zuschauen der Atem. «They are nerveless» (Sie kennen keine Nerven), sagte sie aufgeregt. Die Geschwister Nock nahmen die königlichen Worte auf und nannten sich fortan: «The Nerveless Nocks».

Das Gastspiel der Schweizer vor über sechzig Jahren hinterliess in London nachhaltigen Eindruck. Jedenfalls war der Londoner *Telegraph* die einzige europäische Zeitung, die vor einigen Tagen einen Nachruf auf Elizabeth Bauer-Nock veröffentlichte. Durch den würdevollen Beitrag sind auch wir auf den Tod dieser ausserordentlichen Persönlichkeit aufmerksam geworden, die mit ihrer Furchtlosigkeit eine beispiellose Karriere hinlegte: Nach dem Engagement in London waren die Nocks fünf Jahre lang Hauptattraktion bei Ringling Brothers and Barnum & Bailey in den USA, dem grössten Zirkus der Welt. Elizabeth war die einzige Frau in der Truppe: Mit ihren Todessprüngen und ungesicherten Turnübungen zwanzig Meter über dem Boden stand sie ihren stolzen Brüdern an Mut und Waghalsigkeit in nichts nach. Die Geschwister schwenkten in schwindelerregender Höhe hin und her, sie machten Handstände und andere Turnübungen, wechselten gar von einem Mast zum andern. Zusammen mit ihrem Mann Joseph Bauer – ebenfalls aus einer Schweizer Zirkusdynastie stammend –

baute sie später in den USA ein erfolgreiches Zirkus- und Entertainment-Imperium auf, das bis heute Bestand hat.

## Richard Nixon in der Garderobe

Was hat es mit dieser Geschichte auf sich? Ich wähle die Telefonnummer der Bauers in Sarasota, Florida, der Zirkushauptstadt Nordamerikas. Tatsächlich meldet sich ein Mann mit sonorer Stimme: Joseph Bauer. Der 85-Jährige zeigt sich erfreut über den Anruf aus der Schweiz. Er spricht Dialekt mit starkem amerikanischem Einschlag. Gerne erzähle er von sich und seiner Frau, sagt er. Aber lieber später, der Hurrikan «Irma» habe am Winterquartier Schäden angerichtet, überall lägen umgestürzte Bäume herum, sie seien gerade mit Aufräumen beschäftigt.

Um mehr über Elizabeth zu erfahren, lohnt sich ein Blick in die Archive. Am 21. April 1954,

wenige Tage nach ihrer Ankunft in den USA, widmete die *New York Times* der Sensation aus der Schweiz ihren ersten Artikel. «Swiss act thrills crowds at circus» (Schweizer Nummer begeistert die Massen im Zirkus), lautete der Titel.

Der Autor beschreibt, wie die drei Geschwister – darunter die «hübsche und blonde» Elizabeth – auf zwanzig Meter hohen Pfählen aus Schweizer Tannenholz atemberaubende Akrobatik zeigen. «Das vierte Mitglied der Truppe ist Joseph Bauer, 23 Jahre alt, der Ehemann von Elizabeth.

Er steht unten an den drei schwingenden Masten und achtet auf die Sicherheit.» Das Blatt zitiert auch den legendären Zirkusimpresario John Ringling North, der die Nocks ein Jahr zuvor in London entdeckt hatte: «Ein Blick genügte, und ich wusste: Das ist Zirkus.»

Die Nocks waren damals die Zugpferde des legendären Zirkusunternehmens. Mit ihnen wurde in allen Zeitungsinseraten gross geworben, sie gehörten auch zu den bestverdienenden Artisten im Programm. 2000 Dollar betrug die Wochengage, nach heutigen Massstäben zirka 18 000 Dollar. Das Gastspiel von Ringling Brothers im New Yorker Madison Square Garden dauerte vierzig Tage, wäh-



Elizabeth Bauer-Nock (1936–2017).



*Dreissig Meter ungesichert über dem Asphalt: Elizabeth Bauer-Nock (l.) mit den Nerveless Nocks in der TV-Show «Hollywood Palace», 1966.*

rend der Tournee durch die USA wohnten die Starartisten in einem Luxusabteil des zirkuseigenen Zugs.

Es war die grosse Zeit des Zirkus und Showbusiness. Richard Nixon, der damalige US-Vizepräsident, kam nach der Vorstellung zu den Nocks in die Garderobe. Das Quartett trat in den grössten TV-Shows des Landes auf, zusammen mit Marilyn Monroe, den Beatles, Sammy Davis Jr., James Cagney und vielen mehr.

Eigentlich sollte der Abstecher in die USA ein Jahr dauern. Für den elterlichen Betrieb bedeutete dies eine grosse Belastung. Verlassen drei Kinder im besten Alter gleichzeitig das Unternehmen, so spürt man das – auch wenn die übrigen fünf zurückbleiben. Der Zirkusbetrieb in der Schweiz pausierte, und als die drei dann nicht wie geplant zurückkamen, mussten sich die Eltern neu ausrichten. Neben den Nerveless-Nocks-Geschwistern machte später ein weiterer Bruder Weltkarriere: der Clown Pius «Pio» Nock (1921–1998). Die Direktorenfamilie des Schweizer Zirkus Nock entstammt einem anderen Familienzweig, Doyen

Franz Nock ist ein Cousin der Nerveless-Nocks-Geschwister.

### Sturz in den Löwenkäfig

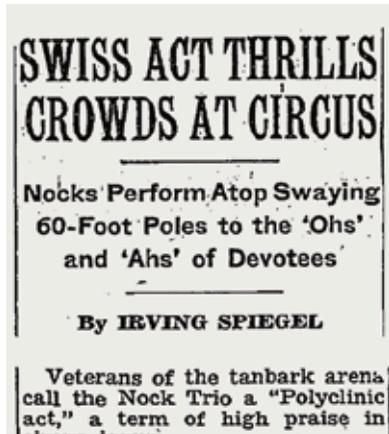
Elizabeth Nock war die einzige Frau weltweit, die auf dem hohen Mast solch gefährliche und kraftraubende Kunststücke vollbrachte. Bereits mit dreizehn Jahren trat sie mit dieser Nummer im elterlichen Zirkus auf. Mit siebzehn heiratete sie Sepp Bauer, der sich in den USA nur noch Joe nannte und bald gemeinsam mit ihr und den Brüdern auftrat. Was für eine zähe Frau sie war, zeigt sich an ihrem Umgang mit Unfällen. Schon 1952, mit sechzehn Jahren, erlitt sie einen schweren Sturz. Am Schluss jeder Nummer sausen die

Artisten kopfvoran in hohem Tempo den Mast herunter, um nur Zentimeter vor dem Boden abrupt abzubremsten. Diesmal bremsete sie zu spät und prallte mit voller Wucht auf den Boden. Einen Monat lang lag sie mit gebrochenem Schädel und inneren Verletzungen im Spital. Kaum waren die Verletzungen geheilt, stieg sie wieder den Mast hoch. «Sie kannte keine Angst», sagt Cousin Franz Nock. 1957, bei Ringling

Brothers, brach der Mast von Joseph Bauer – Elizabeth reagierte sofort und konnte ihren Mann in der Luft mit einem tollkühnen Schwung auffangen. Wenige Monate später passierte dasselbe umgekehrt, Joseph schwang seiner Frau zu Hilfe.

Bis 1958 setzten die Nocks auf Masten aus Schweizer Rottannen. Die 24 Meter langen Baumstämme kamen per Schiff in die USA, alle paar Monate mussten sie ersetzt werden. Auch der Weitertransport war mit einem Riesenaufwand verbunden: Einmal ging es nach Kuba, auf Einladung von Diktator Fulgencio Batista, dann nach Mexiko. Beim ersten Auftritt in der legendären Fernsehshow von Ed Sullivan in Las Vegas entschieden sie sich, auf auseinandernehmbare Metallstangen umzustellen. Der Transport der Holzmasten von St. Louis nach Las Vegas hätte 2000 Dollar gekostet.

Brechen konnten die neuen, bis zu 40 Meter hohen Metallrohre nicht mehr. Unfälle gab es aber immer noch, wenn auch selten. 1976 in Cleveland verlor Joseph Bauer das Gleichgewicht und fiel aus zwanzig Metern auf einen Löwenkäfig. Das Gitter federte den Sturz ab – und rettete ihm womöglich das Leben. Die nächsten sechs Monate verbrachte er im Spital. Das klingt spektakulär, ist aber nichts gegen das, was sein Schwager Pio erlebte: 1973 stürzte dieser bei Ringling Brothers im Madison Square Garden in New York vor zehntausend Zuschauern vom Hochseil direkt in das Löwengehege.



«Das ist Zirkus»: New York Times, 1954.

## Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt Reinhören!

Digitalradio  
DAB+



# RadioCentral

[www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)



**Zirkuseigener Zug:** Eugen, Charles und Dorli Nock; Elizabeth, Lizi und Joseph Bauer (v.l.), ca. 1957.

Anders als bei Joseph Bauer waren in seinem Fall tatsächlich Löwen im Käfig drin. Dem Dompoteur gelang es mit Mühe, die Raubtiere vom Schweizer fernzuhalten. Pio Nock schaffte es damit unfreiwillig auf die Frontseite der *New York Times* – der brillante Clown und Hochseilläufer trat in der Folge nie mehr in den USA auf.

### Heiter bis zum Schluss

Nicht so die Nerveless Nocks. 1958 waren sie Amerikaner geworden – sie betonten immer wieder, wie stolz sie darauf seien. Die USA wurden für sie tatsächlich zum Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Als ihre Kinder alt genug waren, trennten sich Joseph und Elizabeth Bauer von den Nerveless Nocks. Mit Tochter Elizabeth und Sohn Joseph machten sie dieselbe Nummer mit vier schwankenden Masten weiter und nannten sich fortan «The Fearless Bauers». Zwei Jahre lang tourten sie wieder bei Ringling Brothers. Die jüngste Tochter, Amanda, leidet an multipler Sklerose und konnte deshalb nicht in die Fussstapfen der Eltern treten.

Elizabeth und Joseph Bauer waren nicht nur herausragende Artisten, sondern auch geschickte Geschäftsleute. Joseph Bauer investierte die üppigen Auftrittsgagen in Immobilien, wurde später Künstleragent und Produzent grosser TV-Shows. Als er davon genug hatte, gründete er den JB Circus Maximus, ein Unternehmen, das mit bis zu vier Zelten an verschiedenen Standorten gleichzeitig unterwegs war. Zuweilen gastierte der Zirkus auch in Baseballstadien – vor bis zu 70 000 Zuschauern.

Alle Zelte, Häuser und Fahrzeuge habe er bar bezahlt, von Banken hielt sich Bauer fern. Rechnungen und Steuern habe er immer rechtzeitig beglichen, wie er in Interviews betonte. Mit seinem Geschäftssinn lag er meist richtig: Die Immobilien gewannen stark an Wert. Und recht-

zeitig – bevor der Widerstand zu gross wurde – verabschiedete er sich von den Tieren in der Manege. Anders als der Ringling Brothers and Barnum & Bailey Circus, der lange an seinen riesigen Elefantenherde festhielt. Als die Tiere dann weg waren, brachen die Zuschauerzahlen ein – es war nach 146 Jahren das Ende der «Greatest Show on Earth». Der Niedergang dieser nationalen Institution war eine Tragödie in den USA – wie wenn in der Schweiz der Circus Knie verschwände.

Der Grosszirkus hatte sein Winterquartier jahrzehntelang in Sarasota, hier wohnen noch immer viele bekannte Zirkusfamilien, auch die Bauers und die Nocks. In den besten Jahren soll ein Viertel der Einwohner aus Artisten und Zirkusangestellten bestanden haben. Die Bauers sind hier hochangesehene Persönlichkeiten, ihre Sammlung an Luxusautos in der Garage zeugt von der gloriosen Vergangenheit.

Franz Nock vom Schweizer Zirkus Nock erzählt, er habe seine Cousine Elizabeth zum letzten Mal vor zwei Jahren getroffen, am Zirkusfestival von Monte Carlo. Sie sei damals bereits an Lungenkrebs erkrankt gewesen, aber noch immer eine positive und heitere Persönlichkeit gewesen. Am 10. August dieses Jahres erlag sie zu Hause in Sarasota dem Krebs, einen Tag vor ihrem 81. Geburtstag.

Das durch den Hurrikan «Irma» verwüstete Sarasota kann als Symbol für den Niedergang einer gloriosen Zirkus-Ära angesehen werden. Ganz so ist es aber nicht. Sowohl The Nerveless Nocks als auch The Fearless Bauers leben weiter. Beide Truppen sind noch immer Garant für halsbrecherisches Spektakel. Tochter Elizabeth Bauer hat zudem in die Direktorenfamilie des US-Zirkus Zerbini eingeheiratet. Die Geschichte ist also noch lange nicht zu Ende geschrieben.

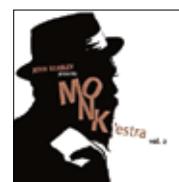
## Jazz

# Zu explosiv für ein Requiem

Von Peter Rüedi

Eine von Thelonious Monks bekanntesten Kompositionen trägt den Titel «Straight, No Chaser». Das war zunächst eine scherzhafte Anspielung auf die exzessiven Trinkgewohnheiten des genialsten Exzentrikers des modernen Jazz («straight» ist im Vokabular amerikanischer Barkeeper der klare Schnaps, «chaser», das Bier hinterher). Die alkoholische Metapher hatte allerdings ihren tieferen Sinn. Monk, dessen sperrige Kunst dem Schweigen abgetrotzt war, dem leeren Raum gewissermassen, war der grösste Essenzialist des Jazz, auch in seiner Ästhetik ein Freund des Hochprozentigen. Er liebte zeitlebens kleinformatige Bands, flüssige Tenorsaxofonisten und swingende Rhythmusgruppen, gegen die er seine Einwürfe wie Keile setzen konnte; oder aber, als Solipsist, der er war, überhaupt den Soloauftritt. So scheint auf den ersten Blick Monk im Big-Band-Format ein Widerspruch in sich. Dennoch hat er schon zu Lebzeiten wiederholt Auftritte mit grösseren Ensembles zugelassen.

Am bekanntesten wurde einer in New Yorks «Town Hall» von 1959, wo der Arrangeur und Monk-Enthusiast Hall Overton neun Titel für ein hoch besetztes Tentett einrichtete, zum Teil originale Monk-Soli fürs Tutti orchestrierend. Monk im grossen Verband gespielt: Das muss nicht notwendig Verwässerung oder Verdünnung bedeuten, wenn ein Arrangeur die Freiräume richtig versteht, die der grosse Schweiger in seinen Kompositionen aufreißt, vor allem: diese nicht mit Firlefanz zumüllt, sondern sie als Aufforderung zu einer eigenen, auf ihre Weise ökonomischen musikalischen Sprache versteht. Das eben gelingt dem kalifornischen Pianisten und Arrangeur John Beasley und seinem «Monk'estra» beispielhaft. Vor einem Jahr erschien dessen «Volume 1», jetzt liegt, nicht weniger aufregend, die Fortsetzung vor. Monk, nicht aufgemotzt oder «aktualisiert», sondern, bei aller Raffinesse und Brillanz der Arrangements auf seine Zeitlosigkeit vertrauend, weitergedacht. Mit viel Raum für exzellente Soli, auch von Gästen wie Dianne Reeves, Regina Carter oder Kamasi Washington. Zu explosiv für ein Requiem. Monk lives.



**John Beasley Presents:**  
Monk'estra, Vol. 2.  
Mack Avenue MAC 1125

## «Wir müssen die Schweiz neu denken»

Für den Architekten Peter Zumthor stehen in der Schweiz fantasielose Eigentumsparzellen einer zukunftsweisenden Landesplanung im Weg. Die Demokratie brauche hier einen Reifungsprozess.

Von Rolf Hürzeler

Peter Zumthor sitzt im zweiten Stock des Kunsthouses Bregenz inmitten einer Bücherinstallation. Sie ist Teil der Ausstellung «Dear to Me», die im Kunsthause Bregenz zum 20-Jahr-Eröffnungsjubiläum stattfindet. Der 74-Jährige zählt zu den führenden Schweizer Architekten und ist gegenwärtig mit dem Neubau des Los Angeles County Museum of Art sowie dem Erweiterungsbau der Fondation Beyeler in Riehen beschäftigt.

**Herr Zumthor, warum sitzen Sie nicht einfach auf einer Alp und geniessen die schöne Aussicht?**

Dafür bin ich zu neugierig. Ich bin ein leidenschaftlicher Architekt. Es gibt keinen Grund für mich, aufzuhören. Der Beruf erweitert immer wieder meinen Horizont. Ich liebe es, mit Leuten zusammenzuarbeiten, und stehe jeden Morgen mit Freude auf.

**Sie sagen: «Ich mag gelassene Räume, die nichts von mir wollen.» Wie soll man das verstehen?**

Gebäude oder Räumlichkeiten müssen zu ihrer Nutzung passen. Sie sollen angenehm wirken. Meine Räume sollen niemanden beschwatzen, sie dürfen mit ihrer Schönheit keine unnötige Aufmerksamkeit erheischen. Der gelassene Raum mit einer gewissen Anonymität ist gute Architektur.

**Bei Ihrer Architektur denke ich weniger an Anonymität, mehr an Skulpturen mit einer eigenen Handschrift.**

Das freut mich, dass Sie das so sehen. In der Gestaltung gibt es eine Selbstverständlichkeit, die ich mag. Man findet etwas schön, ohne dass ein Kunsthistoriker erklären muss, warum dem so ist. Ich kreierte Atmosphäre, in der sich die Menschen wohl fühlen können.

**Als Architekt ist man ein Leben lang mit seinen Bauten konfrontiert. Kommt Ihnen da manchmal das Grausen wegen allfälliger Missgriffe in der Vergangenheit?**

Ich habe nicht bei jedem meiner Werke das Gefühl: «Hey, das ist toll.» Aber seit den 1980ern sind die Gebäude wie meine Kinder: Sie sind unterschiedlich herausgekommen, aber ich habe alle gern und möchte keines von ihnen missen. Diese Häuser werden zum Teil zusehends alt und wirken dennoch frisch. Aber sie haben unterschiedliche Schicksale. Mit einzelnen fühle ich mich verbunden wie mit dem



«Nicht jede Gemeinde braucht alles»: Architekt Zumthor, 74.

Kunsthhaus Bregenz, das ja von Künstlern aus der ganzen Welt Zuspruch erhält. Mit der Therme Vals stehe ich dagegen kaum mehr in Verbindung. Aber zu Ihrer Frage: Würde ich etwas anders machen? Nein, das würde ich nicht. Meine Grosskinder haben mich einmal gefragt: «Hast du jemals ein schlechtes Haus gebaut?» Ich habe ihnen gesagt: «Das habe ich, aber ich sage nicht, welches.»

**Ihnen werden viele Attribute zugeordnet. Der Guardian schreibt etwa von einem «Mystiker», die Zeit von einem «sturen Bock», die NZZ von «Sinnlichkeit».**

Ich bin froh, wenn die Artikel über mich im weitesten Sinn der Wahrheit nahekommen. Darum führe ich Interviews am liebsten in meinem Atelier in Haldenstein, wo die Besucher ja sehen, dass mich meine Mitarbeiter nicht als «sturen Bock» empfinden. Aber ich bin auch kein heiliger Mystiker, der in einer Alphütte haust und von Brot und Wasser lebt. Ich weiss wirklich nicht, warum ich mit Klischees eingedeckt werde.

**Vielleicht geht das auf Ihre Bauherren zurück?**

Im Gegenteil, meine Bauherren zeichnen ein sehr differenziertes Bild von meiner Arbeitsweise. Natürlich gibt es hin und wieder Diskussionen, das gehört dazu. Aber immer mit grossem Respekt, so dass wir am Schluss freundschaftlich miteinander verbunden sind. Zudem halte ich mich an Regeln. Wenn der Bauherr vier Zimmer will, sage ich nicht: «Du brauchst nur drei Zimmer.» Architekt ist letztendlich ein dienender Beruf.

**Sie haben in der SRF-«Sternstunde» gesagt, was mit dem Bauherrn herauskomme, sei etwas Drittes, nämlich die Verbindung zwischen dessen Wünschen und Ihrer Vorstellung davon, diese umzusetzen sind.**

Richtig, so ist es; darauf beruht gegenseitiger Respekt. Wer eine Vorstellung hat und diese einfach umsetzen will, versäumt etwas. Man verpasst dabei, Neues zu lernen, das geschieht nur in einem Prozess, der lange dauern kann. Das weiss jeder Handwerker, und das muss auch in der Architektur so sein.

**Die meisten Architekten haben gar nicht die Möglichkeit, gegenüber ihrem Bauherrn so selbstbewusst aufzutreten wie Sie, sonst haben sie keinen Auftrag mehr.**

Ich bin da ein gutes Beispiel, dass dem nicht so ist.

**Dem Zumthor fährt man nicht einfach in die Parade.**

Ich war jung, als ich die ersten Wettbewerbe gewonnen habe. Da kannte man mich nur in internen Kreisen. Diesen schwierigen Weg muss man gehen, das heisst manchmal auch weniger verdie-

nen. Da muss man Geduld haben und etwas für den Erfolg tun. Nichts wird einem geschenkt.

**Sie fahren durch die Schweiz von St. Gallen nach Genf: Welche Gedanken gehen Ihnen da durch den Kopf?**

Die Schweiz ist in Eigentumsparzellen aufgeteilt. Wer baut, muss Grenzabstände einhalten, dazu braucht es eine Erschliessung für Wasser, Strom und Fahrzeuge. Dann kann man mehr oder weniger bauen, wie man will – höher, niedriger oder sonst was. Wer über gute Beziehungen verfügt, kann auch zwanzig Geschosse in die Höhe bauen, ohne der Bevölkerung einen Mehrwert zu bieten. So läuft das politisch ab, entsprechend sieht die Schweiz aus.

**Nämlich?**

Zum einen ist das Ergebnis fantasielos. Gravierender ist aber, dass kein öffentlicher Raum entsteht. Da müssten die Gemeinden eingreifen, aber das lässt der Liberalismus nicht zu. Das Grundeigentum ist sakrosankt, da darf niemand dreinreden. Da

---

**«Alte Gebäude sind unser kulturelles Gedächtnis, und damit haben wir weiterzuarbeiten.»**

---

müsste die Demokratie dazulernen, um Öffentlichkeit herstellen zu können in der Form von grosszügigen Plätzen oder schönen Strassen. Es gibt zwar immer wieder Ansätze, aber die Parzellenüberbauungen dominieren. Das ist sehr schade.

**Im Urbanen ist dieser Miasma weniger verbreitet als im ländlichen und kleinstädtischen Bereich.**

Das ist richtig. Die grösseren Städte legen fachlich und intellektuell mehr Wert auf die Gestaltung ihrer öffentlichen Räume. Da gibt es Stadt- oder Kantonsbaumeister, die intervenieren; auch die Denkmalpflege kann ein Wort mitreden. Das ist für uns Architekten zwar lästig. Aber wir müssen unser Erbe bewahren, alte Gebäude sind unser kulturelles Gedächtnis, und damit haben wir weiterzuarbeiten. Nur das bringt uns weiter.

**Dem stehen die politischen Gegebenheiten entgegen.**

Eine ETH-Studie hat ja kürzlich festgehalten, dass wir in der Schweiz planerisch in grösseren Zusammenhängen denken müssen. Nicht jede Gemeinde braucht alles. Zum Beispiel sollte man in den Alpen einmal grössere Zonen ausscheiden, in die ohne raumplanerische Vision keine Subventionen mehr nach dem Giesskannenprinzip fliessen. Dieser Vorschlag ist zwar ganz schlecht angekommen, ist aber im Prinzip richtig. Wir müssen die Schweiz neu denken, sonst überbauen wir einfach alles. Der

Werbefachmann Markus Kutter, der Soziologe Lucius Burckhardt und Max Frisch haben schon in den späten fünfziger Jahren mit ihrem Projekt «Achtung: die Schweiz» versucht, unserer Siedlungspolitik eine visionäre Richtung zu geben.

**Was raten Sie heute?**

Die Demokratie braucht einen Reifungsprozess. Der normale Bürger kennt den Begriff «öffentlicher Raum» zwar nicht, aber jeder erlebt ihn – oder eben nicht.

**Heimat und Schollenverbundenheit haben ja nichts mit Architektur zu tun. Wer in einer Betonwüste aufgewachsen ist, fühlt sich dort geborgen.**

Das ist so, weil jeder in einem Haus aufgewachsen ist, in einem schönen oder einem hässlichen. Eine schreckliche Umgebung kann Heimat sein, wenn man sich dort verankert fühlt. Gott sei Dank.

**Wo verorten Sie Ihre Heimat? In Ihren Werken?**

Ich hänge an Landschaften, also etwa am Leymental bei Basel, wo ich herkomme. Ich liebe den Himmel oder die Wälder, in denen ich spazieren gehe; das Beyeler-Museum in Riehen gehört auch dazu. Heimat ist vielfältig, selbst ein Maiensäss im frühen Herbst kann mich zu Tränen rühren. Dann ist natürlich meine Familie in diesem Gefühl eingeschlossen, und erst am Schluss kommen die Häuser.

**Es gehört zum guten Ton in der Schweiz, über die angeblich schlechte Architektur zu schnöden. Aber im Vergleich zu den Nachbarländern stehen wir nicht so schlecht da.**

Das stimmt. Aber es gibt einzelne Gegenden, wo die Zustände besser sind, etwa im Bregenzerwald, wo viel Wert auf gute Architektur gelegt wird. Auch der Kanton Graubünden hat zusehends gute junge Architekten, die Schönes leisten. Kürzlich waren wir wieder einmal im Lugnez wandern, und es war eine Freude. Viele neue Bauten sind von ansprechender Qualität.

Peter Zumthor, 1943 in Basel geboren, lernte Schreiner, studierte Innenarchitektur an der Basler Kunstgewerbeschule sowie Architektur am Pratt Institute in New York. Seit 1978 betreibt er ein Architekturbüro in Haldenstein GR.

Peter Zumthor – Dear to Me: Ausstellung bis Mitte Januar 2018 im Kunsthhaus Bregenz. Peter Zumthor feiert den zwanzigsten Jahrestag der Eröffnung des Gebäudes, das er selbst gebaut hat und das bis heute das Zentrum der Bodenseestadt prägt. Er lädt zu einer Reihe von Veranstaltungen, bei denen er meist selbst zugegen ist: unter anderem mit seinem Sohn Peter Conradin Zumthor, dem Schauspieler Ueli Jäggi und dem Musiker Jürg Kienberger. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht eine Installation des Künstlerpaars Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger: Sie haben das dritte Obergeschoss in einen Märchengarten wie im Buch «Alice im Wunderland» verwandelt.

# Wolke der Unsterblichkeit

Zoltan Istvan ist das Gesicht des Transhumanismus, einer technologiegläubigen Bewegung, die nach ewigem Leben strebt – und in die Politik drängt. Ein Besuch im Silicon Valley. *Von Richard Godwin*

Zoltan Istvan wird bei den Gouverneurswahlen in Kalifornien mit einem ungewöhnlichen Programm antreten. Als Kandidat der Libertären Partei möchte er für jeden Haushalt ein Grundeinkommen in Höhe von 5000 Dollar einführen, und zweitens will er den Tod abschaffen. Billionen Dollar sollen in lebensverlängernde Technologien (Roboterherzen, künstliche Exoskelette, Genom-Editierung, bionische Prothesen usw.) investiert werden, damit alle Kalifornier irgendwann ihr Bewusstsein in die Cloud hochladen können und digitale Unsterblichkeit erlangen.

«Was der Mensch erlebt, wird sich binnen zweier Jahrzehnte dramatisch verändern»,

nal *Geographic* und Immobilienspekulant verbindet die Begeisterung eines Jungen, der viele Marvel-Comics gelesen hat, mit parodistisch-präsidialem Auftreten. Er ist blond, athletisch gebaut, hat blaue Augen, einen festen Händedruck und die Sorte Ausstrahlung, die auf öffentlichen Podien gut ankommt.

Wie die meisten Transhumanisten (die besonders in Kalifornien zahlreich anzutreffen sind) ist er davon überzeugt, dass der Mensch seine biologischen Grenzen überwinden kann, ja überwinden sollte. Istvan hat sich vorgenommen, diesen Traum einiger Leute im Silicon Valley in die Politik zu katapultieren.

«Vor 25 Jahren war Recycling praktisch unbekannt. Inzwischen hat der Umweltgedanke eine ganze Generation geprägt. Ich möchte den Transhumanismus auf einen ähnlichen Weg bringen, so dass er in zehn, fünfzehn Jahren überall bekannt ist und positiv gesehen wird.»

## Christen gegen die Unsterblichkeit

Das Haus, das Istvan mit seiner Frau Lisa, einer Frauenärztin, und den beiden Töchtern Eva, 6, und Isla, 3, bewohnt, hatte ich mir als ein mit Cybertechnik vollgestopftes Anwesen vorgestellt. Tatsächlich ist es ein hundert Jahre altes Holzfällerhaus aus kalifornischem Rotholz, das Erdgeschoss ein ehemaliger Stall, im Hof liegt das Plastikspielzeug der Kinder herum. Wer nicht von den astronomischen Immobilienpreisen in der Bay Area wüsste, würde sagen, dass es ein bescheidenes kalifornisches Heim ist.

Doch ein paar Details sind verräterisch, etwa die nachdrücklichen Sicherheitswarnungen am Gartenzaun. Während seines Wahlkampfes im letzten Jahr (als Kandidat der Transhumanistischen Partei kam er auf null Prozent) wurde er von einem Teil der religiösen Rechten als Antichrist angeprangert.

Das und der Umstand, dass seine Frau in einer Abtreibungsklinik arbeitet, bedeutet, dass sie regelmässig Morddrohungen erhalten. «Die amerikanischen Christen haben den Transhumanismus erst richtig populär gemacht», sagt Istvan. «Sie brauchen etwas, worauf sie mit dem Finger zeigen können, damit sich die Offenbarung erfüllt.»

Auf dem Kamin steht eine DVD-Kassette von «The West Wing» und ein kleiner Meccano-Cyborg namens Jethro, benannt nach dem Protagonisten seines Romans «The Transhumanist Wager» (2013). Und an der Eingangstür ist ein altes Samsung, das es ihm ermöglicht, mit dem



«Zeichen des Teufels»: Politiker und Unternehmer

Mikrochip in seinem Finger das Haus zu öffnen. «Für viele Christen ist dieser Mikrochip ein Zeichen des Teufels. Aber hey, ich brauche keine Schlüssel mitzunehmen, wenn ich joggen gehe.» Er hofft, dass auch seine Töchter bald einen Chip tragen, aus Sicherheitsgründen. Unlängst gab es eine Diskussion mit seiner Frau, ob es sich überhaupt lohne, für das Studium der Töchter Geld zu sparen. Denn wenn sie in dem entsprechenden Alter seien, würden sie dank des Fortschritts in künstlicher Intelligenz alles benötigte Wissen herunterladen können. Lisa hatte die stärkeren Argumente. Aber er neigt dazu, sein Sperma und ihre Eier nicht einfrieren zu lassen, denn sollten sie in zehn, zwanzig oder dreissig Jahren beschliessen, ein drittes Kind zu haben, würden sie ihre DNA kombinieren können.

Istvan hat eine unbekümmerte Seite, aber was ihn antreibt, ist im Kern durchaus seriös. Er finde es beunruhigend, dass wir vor einer technologischen Dystopie stünden und die massive Ungleichheit, die Donald Trumps Aufstieg befördere, noch zunehmen werde, sobald es mit der digitalen Revolution richtig losgehe. Die Politik der Regierung bereitet ihm Sorgen. «Trump redet ständig davon, dass Einwanderer uns die Jobs wegnähmen. So ein Quatsch. Jobs werden durch den technologi-

sagt er. «Heute haben wir fünf Sinne. In dreissig, vierzig Jahren könnten es Tausende sein. Auch unser Körper wird vielleicht ganz anders aussehen. Freunde von mir planen, sich in einem Jahr den Arm abzuschneiden und durch eine Prothese zu ersetzen. Und bald wird der Roboterarm dem natürlichen deutlich überlegen sein. Angenommen, Sie sind Bauarbeiter und Ihr Kumpel kann das Tausendfache des Heben, was Sie schaffen. Was dann?»

## Vorbild Recycling-Bewegung

Die meisten von uns würden bei dieser Frage wohl passen. Ein Transhumanist wie Istvan aber nicht. Der ehemalige Reporter für *Natio-*



Istvan mit Gattin und Kindern in seinem Haus in der Nähe von San Francisco.

schen Wandel vernichtet. Wir haben etwa vier Millionen LKW-Fahrer, die ihren Job durch die Automatisierung verlieren werden. Deshalb braucht es ein allgemeines Grundeinkommen, wenn der Kapitalismus überleben will.» Und zu Recht weist er darauf hin, dass neue Technologien (wie die künstliche Intelligenz und Bio-Enhancement) politische Antworten verlangen. Warum also nicht jetzt darüber diskutieren?

### Erfinder des Vulkan-Surfens

Das Silicon Valley steckt viel Geld in die Entwicklung lebensverlängernder Verfahren. Google hat schon früh in das Biotech-Start-up Calico investiert, das angetreten ist, «den Alterungsprozess zu verlangsamen und altersbedingte Krankheiten zu bekämpfen». Der Investor Peter Thiel hat Millionen in die Parabiose gesteckt, ein Verfahren, das den Alterungsprozess mittels Transfusionen von jungem Blut «kurieren» soll. Und United Therapeutics plant, frische Organe aus der DNA zu entwickeln. Firmengründerin Martine Rothblatt erklärte kürzlich vor der National Academy of Medicine in Los Angeles, dass es mit Hilfe von Technologie möglich sei, den Tod zu einer Option zu machen. Istvan befürchtet, dass die Peter Thiels dieser Welt bald die Be-

stände an jungem Blut für sich horten werden, wenn die Politik nicht regulierend eingreift.

Zoltan Istvan, Sohn ungarischer Einwanderer, die 1969 aus dem kommunistischen Land nach Amerika gingen, wurde 1973 in Oregon geboren. Nach dem Studium an der Columbia University segelte er allein um die Welt und las dabei 500 Werke der klassischen Literatur. Er berichtete für *National Geographic* aus mehr als hundert Ländern, oft aus Krisengebieten, und soll in jener Zeit den Extremsport Vulkan-Surfen erfunden haben.

Er hat, wie der heutige US-Präsident, sein Vermögen mit Immobilien gemacht. Dennoch gehört er nach eigener Aussage nicht zu dem obersten einen Prozent. Das extravaganteste Möbelstück im Haus ist ein Klavier, und was in der Küche an Lebensmitteln herumsteht, würde man auch in jedem beliebigen Haushalt der kalifornischen Mittelschicht sehen.

### Nahtoderfahrung in Vietnam

Für sein Interesse am Thema Unsterblichkeit, sagt er, gebe es keinen besonderen Anlass. «Einerseits denke ich, dass wir nach dem Tod von Würmern aufgefressen werden und unser Körper, unser Gehirn wieder leblose Materie werden ... Andererseits hänge ich der Idee an, dass wir in einem holografischen Universum

leben, wo fremde künstliche Intelligenzen technologische Singularität erreicht haben.» Was auf Ray Kurzweil verweist, den Google-Ingenieur, der die These aufstellte, dass wir schon bald mit künstlichen Intelligenzen in einem transzendentalen Bewusstsein

**Schenken Sie ihm Kirschstengeli.**

*Lindt*  
BATONS KIRSCH  
KIRSCHSTENGELI

verschmelzen werden. Als Istvan während des Studiums in einem Artikel über Kryonik (die Methode, frisch Verstorbene in tiefgefrorenen Zustand zu versetzen, um sie, so die Hoffnung, irgendwann wiederbeleben zu können) erstmals mit dem Transhumanismus in Berührung kam, war es um ihn geschehen. «Ich wusste sofort, dass das mein Ding war.»

Nach einer Nahtoderfahrung in Vietnam – fast wäre er auf eine Landmine getreten – beschloss er, nach Amerika zurückzukehren und seinen Lebenstraum zu realisieren. «Ich ging auf die dreissig zu, hatte spannende Sachen gemacht, aber nach dieser ganzen Zeit in Konfliktgebieten, wo man immer Leichen sah, dachte ich, es wäre gut, an der Überwindung des Todes zu arbeiten.»

Vier Jahre lang schrieb er an seinem Roman «The Transhumanist Wager», der, wie er stolz sagt, von mehr als 600 Agenten und Verlagen abgelehnt wurde. Es ist eine dystopische Story, angesiedelt in einer christlichen Nation, die den Transhumanismus verboten hat, so dass alle Millionäre sich auf eine extraterritoriale Insel zurückziehen müssen, wo sie ungestört an ihrer Forschung arbeiten können. (Peter Thiel hat oft gedroht, so etwas zu tun.)

### Zwischen Clinton und Sanders

Istvan schrieb für die Online-Magazine *Huffington Post* und *Vice*, propagierte den Transhumanismus. «Es waren an die 200 Artikel. Ich habe über alle möglichen Aspekte geschrieben: Behinderung und Transhumanismus; Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender und Transhumanismus; transhumanistische Kindererziehung.»

Stolz weist er darauf hin, dass er der einzige Mainstream-Journalist sei, der sich so intensiv mit diesem Thema beschäftigt. «Viele schreiben darüber, aber ich bin der Einzige, der sagt: «Das ist das Beste, was uns passieren kann.»»

Seine Präsidentschaftskandidatur war der Versuch, die Dinge voranzutreiben. Er klingt, als habe es ihm grossen Spass gemacht, in seinem «Unsterblichkeitsbus» herumzufahren und Wahlkampf zu machen. Seine Parole «Make America Immortal Again» sorgte für Aufmerksamkeit, aber mit Begriffen wie künstlicher Intelligenz und Singularität konnten die Leute wenig anfangen. In Alabama wurden er und seine Anhänger von einigen Christen mit vorgehaltener Waffe bedroht.

Dieser Zwischenfall war ihm eine Lehre: Wenn man nicht gerade Milliardär ist, kann man im System nichts verändern. Also trat er der Libertären Partei bei, die sich, in Konkurrenz mit den Grünen, neben der Demokratischen und der Republikanischen Partei als sogenannte dritte Partei Amerikas etablieren will.

Der Kandidat der Libertären, Gary Johnson, erhielt bei den Wahlen 3,27 Prozent der Stimmen, darunter eine halbe Million Stimmen in Kalifornien. «Bei den Gouverneurswahlen wer-

den sieben oder acht Millionen Kalifornier wählen gehen, da sind eine halbe Million keine Bagatelle», sagt Istvan. Er selbst steht politisch zwischen Hillary Clinton und Bernie Sanders und hat einige Mühe, den rechten Flügel seiner neuen Partei vom Projekt eines Grundeinkommens zu überzeugen. Für ihn hat der Transhumanismus aber so viel mit dem Libertarianismus gemeinsam, dass das Bündnis praktikabel erscheint. Das Grundprinzip ist dasselbe: Man darf alles tun, was man will, solange man niemandem Schaden zufügt.

Ich selbst finde den Tod in Ordnung. Alte Menschen sterben, junge Menschen treten an ihre Stelle. Dementsprechend müssen auch alte Ideen und alte Regime sterben. Was, wenn Randolph Hearst oder Dschingis Khan heute noch herrschten, Mark Zuckerberg und Putin noch in 200 Jahren am Ruder wären? Es gäbe keine Innovation, die Menschheit würde verkümmern, alle würden sich langweilen. Ist der Wunsch nach Unsterblichkeit nicht der Inbegriff von Narzissmus?

Istvan räumt ein, dass der Transhumanismus «eine sehr egoistische Philosophie» sei. Auf die meisten anderen Einwände hat er jedoch eine Antwort. «Überbevölkerung schreckt mich

---

### «Mit besseren Regierungssystemen gäbe es Platz für fünfzehn Milliarden Menschen.»

---

nicht. Ich war in Delhi, die Stadt platzt aus allen Nähten. Aber mit besseren Regierungssystemen gäbe es Platz für fünfzehn Milliarden Menschen auf der Erde. Es ist nur eine Frage der Organisation.» Und auf meine Skepsis hinsichtlich der Frage, ob ein ewiges Leben wünschenswert sei, reagiert er wie ein PR-Agent für die Zukunft: «Die Komplexität der menschlichen Erfahrung wird in den nächsten dreissig Jahren unglaublich zunehmen, man sollte es zumindest einmal prüfen. Viele finden das interessanter, als etwa an Leukämie zu sterben.»

Erstaunlich aber, dass das Thema Unsterblichkeit im heutigen Amerika viel leichter an den Mann zu bringen ist als sein Vorschlag, den Armen Geld zu geben. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass das bedingungslose Grundeinkommen bei den nächsten Wahlen kein Thema sein wird. Und wenn nicht 2020, dann wird irgendwann später jemand damit die Wahlen gewinnen. Die Republikaner sollten sich dafür erwärmen, weil es zu einem schlanken Staat beiträgt, und die Demokraten, weil es den Armen hilft. Noch lehnen die Amerikaner diesen Vorschlag ab, weil er nach Sozialismus klingt. Er muss nur anders formuliert werden.»

Mit dem Grundeinkommen habe ich kein Problem. In Kanada, Finnland und den Niederlanden wird damit schon experimentiert. Aber wie will er das finanzieren? Jedenfalls nicht mit

Steuererhöhungen – für die Libertären ist das tabu. Und das Silicon Valley will er nicht verprellen. «Wie erklärt man den Reichen, dass sie das ganze Geld aufbringen sollen? Das funktioniert nicht. Sie sind zu mächtig.» Aber er hat berechnet, dass 45 Prozent des kalifornischen Bodens in staatlichem Besitz sind. Durch Monetarisierung dieser Flächen könnte man Geld beschaffen. «Viele Umweltaktivisten werfen mir vor: «Du willst eine Shopping Mall im Yosemite bauen? Arme Leute werden sich einen Besuch dort nie leisten können.» Ich versuche, darauf diplomatisch zu antworten.»

### Transhumanistischer Weltfrieden

Und wenn die Amerikaner die zu Luxuswohnanlagen und Shopping-Malls umgebauten Nationalparks vermissen, werden sie sie eines Tages zurückbauen können. «Es wird an Nanotechnologie gearbeitet, mit der das zu schaffen wäre. Genetisch veränderte Pflanzen können doppelt so schnell nachwachsen. Und in fünfzig, hundert Jahren müssen wir uns über die natürlichen Ressourcen keine Sorgen mehr machen.» Er ist davon überzeugt, dass exponentielles technologisches Wachstum zum Greifen nahe sei und wir diese Entwicklung sogar beschleunigen sollten, weil damit die Probleme auf der Welt am besten in den Griff zu bekommen seien.

Was wir momentan erleben, ist aus Istvans Sicht der Todeskampf des Konservatismus, des Christentums, ja selbst des Kapitalismus. «Alle sagen, Franziskus sei der beste Papst seit langem, er sei fortschrittlich und so weiter. Aber der Katholizismus liegt in den letzten Zügen. Niemand spendet mehr Geld für die Kirche, der Papst sollte sich also zurückhalten. Und was den Kapitalismus angeht: All die nationalistischen und populistischen Strömungen zeigen nur, dass er am Ende ist. Es ist ein System, das den grundsätzlichen Bedürfnissen der Menschen entgegensteht. Er hat uns viele wunderbare materielle Errungenschaften gebracht, aber nun können wir sagen: «Es ist genug.» Im transhumanistischen Zeitalter wird die Utopie verwirklicht: keine Kriminalität mehr, keine Armut, keine Gewalt. Irgendwann werden wir Menschen sein, die nett zueinander sind.»

Und was hält seine Familie von seinen Ideen? «Meine Frau ist oft skeptisch», sagt er. Lisa kommt aus Wisconsin, aus einer Farmerfamilie, und ihre Arbeit für Planned Parenthood bewahrt sie vermutlich davor, abzuheben. «Ich würde nicht behaupten, dass sie mit dem Transhumanismus nichts anfangen kann, aber sie würde sich nicht einfrieren lassen. Ich schon. Ich sage: «Wenn ich an einem Herzinfarkt sterbe, dann legt mich bitte in den Kühlschrank.» Sie findet das verrückt.»

Richard Godwin arbeitet als freier Journalist in Los Angeles und schreibt unter anderem für die *Times*, *Vogue* und den *Guardian*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Die Krake in der Sakristei

Jennifer Lawrence brilliert in «Mother!», einem umstrittenen Horrorfilm des Exzentrikers Darren Aronofsky.

Von Wolfram Knorr



Javier Bardem und Jennifer Lawrence in «Mother!».

Die Marx Brothers verstecken sich während der Überfahrt nach Amerika auf einem Ozeandampfer als blinde Passagiere in einer Kabine. Es klopft das Personal, um die Betten zu beziehen, ein Klempner, um irgendwas zu reparieren, eine Maniküre-Lady, und bald stapeln sich im Kabuff die Besucher wie die Sardinen. Klaustrophobie hat da keiner. «A Night at the Opera» (1935) ist eine Komödie und die Kabinenummer zwerchfellerschütternd. Auch komisch – aber unfreiwillig – ist die steigende Besucherzahl im Haus der namenlosen Gattin (Jennifer Lawrence) des an einer Schreibblockade leidenden Poeten (Javier Bardem). Das viktorianische Anwesen hat sie für sich und ihn renoviert, und nun latschen immer mehr wildfremde Menschen durchs Haus und quatschen kryptisches Zeug. Erst kommt ein Arzt (Ed Harris), dann seine aggressive Frau (Michelle Pfeiffer), schliesslich ihre beiden erwachsenen, sich streitenden Söhne. Als einer von ihnen gewalttätig stirbt, bevölkert die komplette Abdankungsgesellschaft das Haus und benimmt sich wie bei Hempels unterm Sofa.

## Die Wände atmen, das Haus ist ein Körper

Als die Dichter-Frau schwanger wird und ihr Poet endlich ein sagenhaftes Gedicht dichtet, kommen Hundertschaften ins Haus, was zu einem «Day of the Locust» ausartet, entsprechend der Hollywood-Satire von Nathanael West, die John Schlesinger 1975 verfilmte. Wüst und irre wird der Besucherstrom. Die ganze Welt mit ihren Problemen macht wie eine Heuschreckenplage Tabula rasa aus dem kuscheligen Heim. Sogar das Kinderbettchen zerdepfern die Deppen. Bei den Marx Brothers dauert der Irrsinn ein paar Minuten, bei West und Schlesinger ist er eine Satire; in Darren Aronofsky's «Mother!» dauert er zwei Stunden – dafür sind die Räume auch gross – und ist bie-

rnernst, eine Schöpfungsgeschichte oder so was in der Art. Die Wände atmen, das Haus ist ein Körper, die Hausfrau eine Dulderin, der Mann ein Macho, und die irren Eindringlinge sind – das Weltgeschehen? Maria, hilf, was geht hier vor! O Gott, Symbolik! Allegorie!

Manche Hollywood-Talente brauchen mildernde Umstände. Ihre Crux sind ihre verrückten, jedes Mass sprengenden Ideen. Wie etwa Terrence Malick («The Tree of Life»), der Eigenbrötler, oder der Düsternickel Darren Aronofsky, die Krake in der Sakristei der Mysterien («Pi»). Gemeinsam ist ihnen bedeutungsdicke, zeitlose Welterklärung. Am liebsten scheint Aronofsky in dunklen Wäldern der Neurosen und Obsessionen zu wildern, etwa mit den exzellenten Verliererdramen «Requiem for a Dream» (2000) und «The Wrestler» (2008). Oder mit den masslos übers Ziel hinausschiessenden «The Fountain» (2006) und «Noah» (2014). Er kann aber auch konsensfähig sein («Black Swan», 2010). Der Mann ist unberechenbar.

Mit «Mother!», erst kürzlich während der Filmfestspiele in Venedig ausgebuht, ist er wieder ganz der Schrankenlose und stemmt Macho-Träume, die, als Horror getarnt, zum Weltenbrand ausufern. Blickt man durchs Symbolgestöber, wird Banales sichtbar: Der Dichter denkt, die Gattin macht den Haushalt. Dass «Mother!» das Publikum nicht aus dem Kino treibt, liegt nur an Jennifer Lawrence, die die liebeshungrige Dulderin als Traumwandlerin zwischen Gefühl und Verstand, schmerzvoller Verstörtheit und Naivität brillant verkörpert. Allein ihr «reines Gemüt», liebenswert und wie entrückt, trägt den Film. ★★☆☆☆

**Aurore** — Geschieden, um die Fünfzig, Mutter einer erwachsenen Tochter, in den Wechseljahren und auf Stellensuche, trägt Aurore ganz schön was mit sich rum. Weil die Probleme aber mit französischem Charme leichtfüssig daherkommen und Aurore mit Agnès Jaoui vortrefflich besetzt ist, bleibt die Alterskrise von Blandine Lenoir immer unterhaltsam. ★★☆☆☆

**On the Milky Road** — Der serbische Regisseur Emir Kusturica («Underground») ist nicht jedermanns Sache. Vielen gehen seine fellinesken, pseudopoetischen Clownerien auf den Zeiger (zu denen gehört auch der Rezensent), andere feiern das als eine Art magischen Realismus. Nachdem man von ihm lange nichts mehr hörte, drehte er wieder so was wie eine Schelmengeschichte. Ein Milchmann schafft

während des Bosnienkriegs Milch an Nachbarn und Bedürftige ran und himmelt auch noch eine Frau an. Wie immer masslos überdreht, mit Slapstick-Einlagen und anderen Verrücktheiten, die optisch beeindrucken sollen. Für die Fans sicher eine Art Kunstkino-Feuerwerk. ★★☆☆☆

**Logan Lucky** — Eigentlich wollte Steven Soderbergh («Ocean's Eleven») mit der Filmerei Schluss machen – und wurde rückfällig. Gott sei Dank! Seine Komödie über zwei Pechvögel aus der Unterschicht, die trotz allem mal ans grosse Geld wollen, gehört zum Witzigsten der Saison. Vor allem Daniel Craig als Sprengmeister sieht man sein Vergnügen an, mal nicht den Zwinträger James Bond spielen zu müssen. ★★☆☆☆

## Knorrs Liste

1	<b>Dunkirk</b> Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	<b>Barry Seal – Only in America</b> Regie: Doug Liman	★★★★☆
3	<b>Logan Lucky</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	<b>The Promise</b> Regie: Terry George	★★★★☆
5	<b>Final Portrait</b> Regie: Stanley Tucci	★★★★☆
6	<b>Baby Driver</b> Regie: Edgar Wright	★★★★☆
7	<b>A bras ouverts</b> Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆
8	<b>Tulip Fever</b> Regie: Justin Chadwick	★★★★☆
9	<b>Atomic Blonde</b> Regie: David Leitch	★★★★☆
10	<b>The Circle</b> Regie: James Ponsoldt	★★★☆☆

ZWEI GLORREICHE KARTEN

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

**JETZT  
BESTELLEN**

**FINANZ**<sub>und</sub>  
**WIRTSCHAFT**

# AKTIENFÜHRER SCHWEIZ 2018

**Das unentbehrliche Arbeitsinstrument  
für jeden Anleger**

Das in seiner Art einzigartige Nachschlagewerk bietet einen Gesamtüberblick über 215 Schweizer Publikumsgesellschaften mit kotierten Beteiligungspapieren. Beschrieben werden ihre Tätigkeit, die Strategie, die Aussichten und die Entwicklung anhand historischer Datenreihen. Abonnenten der FuW können die Firmenseiten täglich aktualisiert als PDF unter [fuw.ch/aktienfuehrer](http://fuw.ch/aktienfuehrer) herunterladen und von weiteren Auswertungsmöglichkeiten profitieren. Der «Aktienführer Schweiz» ist seit über 20 Jahren das unentbehrliche Arbeitsinstrument für jeden Investor, Analysten, Anlageberater und Vermögensverwalter.



In Deutsch und Französisch lieferbar.  
Preis 55 Fr. inkl. MwSt. (49.50 Fr. für  
FuW-Abonnenten) zzgl. Versandkosten.

Bestellen Sie unter: [www.fuw.ch/buchshop](http://www.fuw.ch/buchshop)

# Denn sie wissen nicht, was sie tun

Weil sie Gefühle verletzen könnten, werden in den USA neuerdings Filmklassiker aus den Kinos verbannt.

Von Tamara Wernli



«Ode an die gute alte Sklavenszeit»: «Vom Winde verweht», 1939.

Wo wir schon dabei sind, es gibt rassistische und sexistische und homophobe Momente in Filmklassikern, die nicht mehr Klassiker sein sollten.» Dieser Tweet des prominenten US-Filmproduzenten John Leventine («Silicon Valley») im Zuge der Debatte um die Konföderierten-Statuen in den USA schlug neulich hohe Wellen. Als wenig später Kinobetreiber in Texas eine Vorführung des Kultstreifens «Vom Winde verweht» absagten, war für viele klar: Erst die Statuen herunterreissen, dann die Filme zensurieren. Filmklassiker stellen heute einen weiteren Zankapfel dar im Ringen um die Political Correctness.

Die Kontroverse schwelt schon länger. Angefacht wurde sie von linksliberalen Kreisen in den USA, die fordern: Filmklassiker mit «rassistisch gefärbtem Inhalt» sollten nicht länger als Klassiker eingestuft und am besten auch nicht mehr im Kino vorgeführt werden.

Prominentestes Beispiel ist das Südstaatenepos «Vom Winde verweht» (1939). Es spielt während des amerikanischen Sezessionskrieges und ergründet die romantischen Verstrickungen der Scarlett O'Hara mit Rhett Butler und Ashley Wilkes – eine der wichtigsten Darbietungen der Facetten der Liebe, die je verfilmt wurden. Manche sehen es anders: Ein Artikel auf Spiegel online von 2014 beschreibt die «Schwulstoper» als eines der rassistischsten Machwerke Hollywoods: «Amerikas Rassismus

lebt weiter fort – und wer wissen will, wie das passieren kann, der muss sich nur «Vom Winde verweht» antun, jene Ode an die gute alte Sklavenszeit.» Gemäss der britische Zeitung *The Independent* sagte ein Kino in Memphis, Tennessee, jüngst eine Vorführung des Klassikers ab: «Das Orpheum kann keinen Film zeigen, der gegenüber einem grossen Teil seiner lokalen Bevölkerung unsensibel ist», so die Betreiber.

Ja, die Botschaft des Films ist rassistisch gefärbt. Und ja, er glorifiziert die Sklaverei, bildet ein Stück Geschichte ab, das entmenschlichend war, dessen wir uns heute zu Recht schämen. Auslöschen können wir sie nicht. Der Film ist dennoch in seinem Plot, der Umsetzung und der technischen Machart von historischer Bedeutung, wird von Millionen Menschen verehrt und – auch nach der dreissigsten Wiederholung – gerne gesehen. Und: Er ermöglichte afroamerikanischen Schauspielern das Mitwirken im Filmgeschäft – einer der zehn Oscars ging erstmals an eine schwarze Schauspielerin, an Hattie McDaniel als beste Nebendarstellerin.

Den Vorwurf der ethnischen Stereotypisierung muss sich auch «Breakfast at Tiffany's» (1961) gefallen lassen. Wegen der von Mickey

Rooney mit getapten Augenlidern, Hasenzähnen und einem überzogenen Akzent gespielten Figur eines Japaners fordern Aktivisten regelmässig, den Streifen von der Liste der Klassiker zu kippen. Erfolglos – in der AMC-Auflistung «50 Greatest Romantic Movies» rangiert er auf Rang 7. Die anhaltenden Diskussionen aber warfen einen kleinen Schatten über Rooneys lange, erfolgreiche Filmkarriere.

## Moralische Überheblichkeit

Als der wohl rassistischste US-Film gilt «The Birth of a Nation» (1915). Der über dreistündige Stummfilm erzählt das Leben während des amerikanischen Bürgerkriegs und des Wiederaufbaus im Süden anhand zweier Familien. Der Stoff stösst einem ziemlich sauer auf: Die weissen Südstaatler werden als Opfer dargestellt, unterdrückt und gedemütigt von der erstarkenden schwarzen Bevölkerung, der Ku-Klux-Klan als erlösende Truppe, die sie vor den wilden Schwarzen rettet. Weisse werden durchs Band intelligent gezeichnet, sympathisch und gut, Schwarze und Mulatten dümmlich, unsympathisch und bössartig. Schwarz geschminkte Weisse spielen die Rollen schwarzer Hauptdarsteller. Der Tiefpunkt: Der Film wurde einst vom Ku-Klux-Klan als Anwerbung für Mitglieder benützt.

Trotz der öffentlichen Debatte – es gab Proteste, und in einigen US-Staaten war seine Freigabe verboten worden – war das Epos ein riesiger finanzieller Erfolg. Filmwissenschaftler beschreiben seine künstlerischen und filmtechnischen Innovationen als bahnbrechend und den Film als das «vielleicht bedeutendste und einflussreichste Werk der US-Filmgeschichte». 1998 wurde «The Birth of a Nation» vom American Film Institute in die Liste der «100 Greatest American Movies» gewählt.

Alle drei Filme sind in einer Zeit produziert worden, in der andere moralische Standards und auch eine andere Art von Humor herrschten als heute. Es ist anzunehmen, dass die Filmemacher damit keine bösen Absichten verfolgten. Sie waren keine Rassisten. Meisterwerke, die vor fünfzig, achtzig oder hundert Jahren erschaffen



«The Birth of a Nation», 1915.

fen wurden, aus dem Kontext der damaligen Zeit zu reissen und gemäss heutigen Moralstandards zu beurteilen, ist nicht nur als Einwand gegen die künstlerische Freiheit zu werten, sondern auch als Akt moralischer Überheblichkeit. Denn Moral ist nicht universell, sie ist gebunden an eine Zeit – was wir heute für moralisch verwerflich halten, war es damals nicht oder nicht im gleichen Masse. Vor allem aber ist es doch das Publikum mit seinen Ticket- und DVD-Käufen, das entscheidet, welches Werk zum Klassiker wird und welches es in den Lichtspieltheatern dieser Welt sehen möchte. ○



Thiel

## Eidg. dipl. Mutter

Von Andreas Thiel

**Beraterin:** Willkommen bei der telefonischen Beratungsstelle des Gleichstellungsbüros für Mann und Frau.

**Anrufer:** Guten Tag, mein Name ist René Eggenschwiler. Ich bin etwas ratlos. Können Sie mir vielleicht helfen?

**Beraterin:** Wo liegt Ihr Problem?

**Anrufer:** Meine Frau ist eine furchtbar schlechte Hausfrau. Sie kocht schlecht, putzt schlecht und ist mit der Kindererziehung überfordert.

**Beraterin:** Aha, Sie sind also einer dieser alten Machos, welche die Rolle der Frau auf das Kinderkriegen, Kochen und Putzen reduzieren?

**Anrufer:** Nein, nein, ich bin erst 27 Jahre alt und habe ein sehr modernes Rollenverständnis. Aber meine Frau, sie weiss halt nicht, wie man so einen Haushalt ...

**Beraterin:** Helfen Sie Ihrer Frau im Haushalt?

**Anrufer:** Äh nein, ich habe selber sehr viel Arbeit.

**Beraterin:** Soso, während Ihre Frau den Haushalt schmeisst, machen Sie Karriere!

**Anrufer:** Na ja, ich weiss nicht, was Sie mit Karriere meinen, aber ich bin von Beruf Zimmermann. Und ich arbeite viel, um die Familie zu ernähren.

**Beraterin:** Und Ihre Frau hat keine Ausbildung?

**Anrufer:** Doch, sie hat an der ETH Physik studiert.

**Beraterin:** Und weshalb arbeitet sie nicht als Physikerin?

**Anrufer:** Weil sie das Interesse an der Physik verloren hat, seit wir Kinder haben. Sie schaut lieber zu Hause zu den Kindern. Aber sie hat nie gelernt, einen Haushalt zu führen. Sie geniert sich jedoch, Hilfe zu holen, weil sie sich schämt, zu sagen, dass sie mit der Rolle der Hausfrau überfordert ist. Und da wollte ich Sie fragen, ob Sie vielleicht Haushaltskurse anbieten für Frauen, die an der ETH nie darauf vorbereitet worden sind, wie das ist, wenn man Mutter wird und ... hallo? Hallo, sind Sie noch dran? Hallo...?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Vertiefte Beziehungen

Asia Society in der Schweiz; ausverkaufte «Zürcher Balladen»; zum tausendsten Mal «Ewigi Liebi»; Andreas Homoki ohne Sitzleder. Von Hildegard Schwaninger

Die Asia Society wurde vor sechzig Jahren – als das Verhältnis USA/Asien kriegsbedingt belastet war – von John D. Rockefeller gegründet, um für Entspannung zu sorgen. Europa war lange kein Thema, bis die Asia Society vor anderthalb Jahren die Idee hatte, auch Europa mit einzubeziehen, und sich – man höre und staune – an die Schweiz wandte. Seit Januar 2016 existiert die Asia Society in Zürich, Adrian Keller, VR-Präsident des in Asien verwurzelten Schweizer Handelskonzerns DKSH, ist Präsident, Raymond J. Bär ist im Vorstand wie auch Uli Sigg, der ehemalige Schweizer Botschafter in China und Sammler chinesischer Kunst, und Eunice Zehnder, die mit Dominik Zehnder verheiratete Hongkong-Chinesin. Die Asia Society hat den Zweck, die Beziehung zu vertiefen durch Kunst, Kultur und Bildung (was, auch wenn es nicht der Zweck ist, zu Geschäftsverbindungen führen kann). Sie will dazu beitragen, dass sich die zwei Welten besser verstehen.

So unterstützt sie Events, die das gegenseitige Interesse wecken. Ein solcher Anlass war das Gastspiel des Singapore Dance Theatre im Theater 11. Die Produzentin Monika Mathier (Thailänderin, verheiratet mit einem Walliser, lebt zwischen Singapur und Zürich) organisierte den Anlass gemeinsam mit der gutvernetzten PR-Unternehmerin Martina Baeriswyl-Holzach. Da diese zwei Töchter hat, die alle ihre Freundinnen mitbrachten, war das Ballett gut besucht mit vielen hübschen jungen Mäd-

chen. Für das Singapore Dance Theatre war Zürich der Auftakt für seine Europatournee «Pearls of Ballet» (Musik von Astor Piazzolla, Gabriel Prokofiev, Dmitri Schostakowitsch, Philip Glass). Dann gab es noch einen Cocktail im Theaterfoyer, bei dem fleissig asiatisch-schweizerische Kontakte geknüpft wurden. Der Juwelier Raphael Gübelin aus Luzern war da, mit seiner hübschen Frau, einer Filipina.

Statt dass er sich freut, dass Texte seines vor 35 Jahren verstorbenen Vaters wieder quicklebendig auf die Bühne kommen, macht Nachlassverwalter Thomas Wollenberger Stunk. Ein Drittel der Texte der Open-Air-Kabarettshow «Trittligass» sind von Werner Wollenberger, eine postume Ehrenbezeugung, und sein Sohn verdient auch noch Tantiemen-Geld damit. Trotzdem: Nichts, was die Veranstalter, deren Kopf Christian Jott Jenny ist, machen, ist recht. Vor allem, weil Thomas Wollenberger sagt, die Idee, die «Zürcher Balladen» wieder aufzuführen, stamme von ihm. Ines Torelli war da einfacher. Die Witwe von Edi Baur, dem Spiritus Rector dieser Show, wurde an der amerikanischen Ostküste, wo sie heute lebt, kontaktiert, und die einstige Ostschweizer Diva gab der Aufführung ihren Segen: «Spielt bei jedem Wetter!» Nun, das Wetter war nicht immer gut, und zwei Nachbarn waren giftig. Aber am Schluss war alles gelungen, und die «Zürcher Balladen» waren ein Erfolg. Zur letzten Vorstellung im «Weissen Wind» (es regnete) erschie-



Fast verliebt

## Abgewürgt

Von Claudia Schumacher

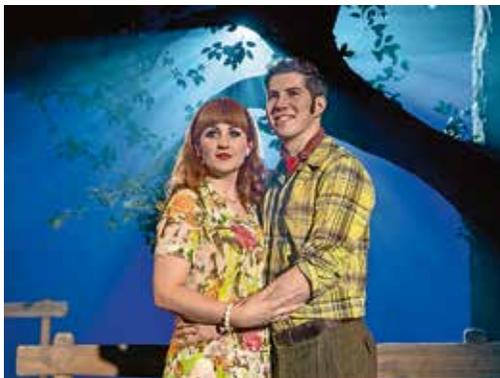
Sie hat beim Küssen so krass den Mund aufgerissen, dass ich nicht nur viel zu viel Zunge, sondern teilweise auch ihre Zähne abbekommen habe», erzählt Maxim bei

einem Gin Tonic auf meinem Balkon, das Eis klirrt im Glas, was mir die Haare aufstellt, weil ich dabei an die Zähne der Frau denken muss. Sie sei von Anfang an angriffig gewesen. «Und dann, nach nur zwei Minuten dieses absurd gestörten Rummachens, führt sie meine Hand an ihren Hals...», sagt er mit schreckgeweiteten Augen und muss kurz eine Pause machen, bevor er anfügen kann: «... und sie drückt zu!»

Maxim war am Wochenende mit zwei Freunden in einem Klub. Nachdem er in den letzten Monaten brav war und den Ausstieg aus seinem Aufreisserdasein genoss, schockiert ihn seine neuste amouröse Begegnung besonders.

«Ich schaue sie also verdutzt an», erzählt Maxim weiter, «und frage, ob sie gewürgt werden will – sie bejaht.» Er habe das aber beim besten Willen nicht leisten wollen.

Ich rutsche unwohl auf meinem Stuhl herum, sage nur: «Joa, krass...» – «Was, krass?»



Freude herrscht: «Ewigi Liebi».



«Bei jedem Wetter!»: Schauspielerin Torelli.



In der Pause gegangen: Homoki, Gattin Aurelia.

nen sogar zwei Stadträte: **Richard Wolff** und **Andres Türlér** mit ihren Ehefrauen. Der Theatersaal war gestossen voll, die Texte funkelten mit einem gewissen altmodischen Charme, das Publikum war begeistert. Dann gab es für das Ensemble «Ghackets mit Hörnli» (im «Weissen Wind» wurde gekocht, obwohl Buss- und Bettag war und eigentlich geschlossen), und die Künstler freuen sich auf ein Wiedersehen im April. Dann geht die Revue, die jeden Abend ausverkauft war, in Miller's Studio.

**F**reude herrscht bei den Produzenten von «Ewigi Liebi», auch ein Publikumsrenner. Das Musical erlebt am 7. Dezember seine tausendste Vorstellung. Es läuft seit September 2007 und ist – mit über 700 000 Besuchern – das erfolgreichste Schweizer Musical aller Zeiten. Das 1000er-Jubiläum wird mit einem Abend zugunsten von **Adolf Ogis** Stiftung «Freude herrscht» gefeiert. In der Zürcher Maag-Halle. Eintritt: 250 Franken, inkl. Apéro riche mit dem Altbundesrat.

**I**st das ein Akt der Unhöflichkeit, oder darf man das? Opernhaus-Intendant **Andreas Homoki** war mit Frau und Sohn an der «Dreigroschenoper»-Premiere im Schauspielhaus; sie verliessen das Theater in der Pause. Zugegeben (da waren sich die Kritiker einig), der Abend war zäh und etwas oberflächlich, aber dass Homoki, als Theaterdirektor eine öffentliche Person, in der Pause ging, wirkte unkollegial. Wer ausharrte (und das taten im vollbesetzten Theater fast alle), wurde vom neuen Sponsor Zürcher Kantonalbank grosszügig entschädigt. Die ZKB spendierte für die Premierenfeier kalten Prosecco und heisse Pizzas und Käseprofiteroles.

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

fragt Maxim fast ein bisschen erbost, «jetzt sag schon, ist das denn normal? Letztes Jahr, die Lena, die wollte auch gewürgt werden. Wenn ich momentan durch die Stadt laufe, frage ich mich bei jeder Frau, ob sie auch so eine ist – grauenhaft!»

Ich selbst bin zwar bisher um die Würger herumgekommen, aber nach allem, was ich von Freundinnen höre, scheint das Würgen und Würgenlassen im Bett tatsächlich im Trend zu liegen. Allerdings hatte ich bisher nur Geschichten gehört, in denen das Würgen vom Mann ausging. Und ganz beiläufig, eher so ein Würgen, das auch als Abstützen oder Festhalten durchginge. Was mir aber alle Frauen bestätigten, war, dass sie es sehr heiss fanden.

Sie geniessen dabei, einmal jegliche Kontrolle abzugeben, selbst die über die eigene Atmung. Und Männer scheint es zu erregen, eine Frau absolut dominieren zu können. Im Porno gehört

«Gagging» schon lange zu den üblichen Subgenres. Und bereits vor «Fifty Shades» war da der Film «Killing Me Softly», in dem ein Bergsteiger beim Sex die Atmung seiner Freundin mit Hilfe eines Satinbandes steuerte. Nicht zu vergessen das *Vogue Homme*-Cover vor ein paar Jahren, das ein angezogenes, aber offensichtlich sehr lüsternes Modelpärchen zeigte: Er hatte sie einhändig im Würgegriff. Es sah sehr cool aus.

Maxim ist nicht überzeugt. Wie er sich selbst aus der Bredouille brachte? Er habe noch ein paar Minuten länger mit der Frau rumgemacht, wobei er arg versucht habe, ihr aggressives Küssen in weniger beängstigende Bahnen zu lenken. «Bis sie dann sagte, sie gehe jetzt heim, ich sei zu lieb, das passe nicht», sagt Maxim. Er schüttelt den Kopf, grinst ungläubig und resümiert: «Die hat mich einfach abgewürgt!»



Unten durch

## Joan Baez

Von **Linus Reichlin**

**N**ehmen wir mal an, du hast wieder mit dem Rauchen angefangen, und nun schenkt deine Frau dir ein Buch mit dem Titel «10 Wege zu mehr Willenskraft». Das ist der Gipfel! Um mit dem Rauchen wieder anzufangen, muss man vorher damit aufgehört haben – du hast deine Willenskraft also sehr wohl unter Beweis gestellt! Aber Willenskraft ist nicht alles, der Mensch muss auch flexibel sein. Er muss bereit sein, seine Gewohnheiten über Bord zu werfen. Das war bei dir dringend nötig, denn dein Leben verlief immer im gleichen Trott. Wochenlang hast du jeden Tag nicht geraucht. Jeden Morgen dieselbe spiessige Routine: Aufstehen, duschen, nicht rauchen. Dann ins Büro und nicht rauchen. Am Schluss hast du nicht einmal mehr ferngesehen, ohne nicht zu rauchen. Du bist dir schon wie ein Roboter vorgekommen, der täglich dasselbe Programm abspult. Du wolltest dich endlich wieder lebendig fühlen, frei wie die Väter, die sogar in den Swissair-Maschinen Stumpen rauchten. Du wusstest, du musst dein Leben ändern, und zwar jetzt oder nie, denn du bist immerhin schon 55 und hast nicht mehr alle Zeit der Welt. Es war nicht leicht, wieder mit dem Rauchen anzufangen, aber schliesslich hast du es geschafft, mit Hilfe eines guten Freundes, der wieder mit dem Trinken angefangen hat: Er hat dich beim Gang zum Kiosk begleitet (und sich gleich noch einen Kleinen Feigling gekauft).

Das Problem ist, dass die meisten Männer heutzutage nicht mehr den Mut zu unpopulären Entscheidungen haben. In der Politik führt das zu einer *Blüemli*-Demokratie, in der Partnerschaft zu *Blüemli*-Sex und im Berufsleben zu *Blüemli*-Kapitalismus. Du hast auch aus philosophischen Gründen wieder mit dem Rauchen angefangen: Es soll ein Gegenentwurf sein zur bedrückenden Langeweile in der *Blüemli*-Gesellschaft. Dein Qualmen ist ein Bekenntnis zum *Keith-Richards-style of life*, zum Whiskeytrinken auf karibischen Inseln, zur jährlichen Blutwäsche und zum Tod in Schlangenlederstiefeln. Muddy Waters, Howlin' Wolf, Chuck Berry – solche Namen fallen dir ein, wenn du bei dir zu Hause auf dem Balkon rauchst, obwohl du lieber im Wohnzimmer rauchen würdest, aber

»» Fortsetzung auf Seite 72

>>> Fortsetzung von Seite 71

dort ist dauernd ein Kind, bei dessen Anblick der gute alte Howlin' Wolf gesagt hätte: «Dat boy sure looks like my best friend Joe, you bitch!» Herrgott, waren das noch Zeiten, als alle dauernd und alles geraucht haben, was sich rauchen liess, und man hörte dazu diese tolle Musik von Rauchern. Die Stones, Beatles, Who, Deep Purple, Dylan, Led Zeppelin: Das waren Raucherbands. Sie machten Musik von Rauchern für Raucher. Ganz zu schweigen von den alten Delta-Bluesern, die die brennende Zigarette zwischen den Saiten des Gitarrenkopfs einklemmten, wenn sie beide Hände zum Spielen brauchten.

«Und wie viele von denen sind unter sechzig gestorben?», fragt deine Frau beim Müesli-Frühstück, und du sagst: «Das ist typisch: die Drohung mit dem frühen Tod! Damit versucht ihr Typen von der *Blüemli*-Fraktion eure Diktatur der totalen Langeweile aufrechtzuerhalten!» Deine Frau war früher ein Hippie (sie hörte Donovan! Joan Baez!!!) – aber du warst schon immer ein Rock 'n' Roller, und jetzt, mit 55, erkennst du, möglicherweise als Letzter: Die Hippies haben gewonnen. Ihre Vorliebe fürs gesunde Leben und für das Umarmen von Schwerverbrechern hat sich europaweit durchgesetzt. Diese Leute, denen Led Zeppelin immer zu laut war, haben die Gesellschaft im Sinne der Joan Baez umgekrempt. Aber einen Trumf hast du noch im Ärmel. «Wusstest du eigentlich», sagst du zu deiner Frau, «dass der Text des berühmten Baez-Songs *<We Shall Overcome>* von streikenden Tabakarbeitern geschrieben wurde? Von Männern, die in der Küche geraucht haben, obwohl ein Birchermüesli anwesend war?» «Und wie viele von denen», fragt deine Frau und nimmt dir die Zigarette aus dem Mund, «litten unter sechzig schon am *dead man's pants*-Syndrom?»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

## Überflieger und Tiefstapler

Von Peter Rüedi

Einer der verlässlichsten Führer durch den für Schweizer noch immer eher exotischen stillen Ozean der deutschen Weine ist Stephan Reinhardt. Seine Navigationshilfen publiziert er als Nachfolger des berühmten David Schildknecht bei Parkers *Wine Advocate*. Ein Mann des richtigen Augenmasses oder unbestechlichen Geschmackssensoriums, erstarrt er nicht vor Ehrfurcht angesichts sogenannt Erster oder Grosser Lagen – oder andersrum: Er scheut sich nicht, gelegentlich auch nominell kleinere Kreszenzen zu feiern. Über den knochentrockenen 2015er Riesling von Boris Kranz aus Ilbesheim in der südlichen Pfalz schrieb er: «[...] sehr klar, tief und rauchig in der Nase, mit einem wunderbaren mineralischen Touch, der ihn zum Begleiter zu Fisch und Seafood prädestiniert. [...] Ein knochentrockener Riesling mit bemerkenswerter Finesse. Beinahe zu komplex für einen Ortswein.» Zeit, sich wieder einmal die Klassifikation des Verbands deutscher Prädikats- und Qualitätsweingüter (VDP) in Erinnerung zu rufen – ein Klassensystem, das die paar Fans deutscher Weine selbstredend längst

im Kopf haben, auch wenn die VDP-Pyramide «keinen weingesetzlichen Status» hat und auf privatrechtlichen Regelungen der im Verband zusammengeschlossenen rund 200 Spitzenweingüter fusst.

Selbst wenn die Grenzen zwischen den Kategorien fließender sind, als ihre Erfinder wahrhaben wollen: Ein ernsthafter Versuch zur Qualitätssicherung ist sie allemal. Die Basis bilden die «Gutsweine», Weine aus guteigenen Lagen wo auch immer. Eine Stufe höher rangieren die genannten Ortsweine, die Pflanzungen innerhalb der betreffenden Gemeinden entstammen müssen. Kommen in aufsteigendem Sinn die «Ersten Lagen», «erstklassige Lagen mit eigenständigem Charakter, in denen optimale Wachstumsbedingungen herrschen und nachweislich über lange Zeit Weine mit nachhaltig hoher Qualität erzeugt wurden». Den Gipfel bilden die «Grossen Lagen, abgegrenzte Parzellen mit ausgeprägter Charakteristik des Terroirs».

Immer geht die Formel «Je enger die Herkunft, umso höher die Qualität» freilich nicht auf. Was dieser Orts-Riesling von Kranz schlagend beweist. (Der junge Winzer, Mitglied des fünfköpfigen Avantgarde-Trupps «Südpfalz-Connexion», produziert freilich auch mehrere Lagenweine, zumal an der Kleinen Kalmit, einem aus der Rheinebene aufragenden Kalkhügel.) Wie auch immer: Der Riesling Ilbesheim trocken ist eine ganz heisse coole Empfehlung, locker einiges mehr wert als die Fr. 16.50, die er bei Kuhn in Dielsdorf kostet. Der rechte Wein also, um nach einigen Hochpreis-Ikonen (Luce, Ornellaia, Gewürztraminer Epokale) in dieser Kolumne wieder etwas Bodenhaftung zu entwickeln.

Weingut Kranz Riesling Ilbesheim trocken 2015. 13%. Kuhn, Dielsdorf. Fr. 16.50. www.peterkuhnweine.ch

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38,-





Velo

## Fliessende Leichtigkeit

Als Autofahrer kann sich ein Perspektivenwechsel lohnen: zum Beispiel auf einem BMC Alpenchallenge AC01. *Von David Schnapp*

Es ist ja nicht so, dass wir Autotester nicht wüssten, dass manchmal der Zug, die eigenen Füsse oder das unmotorisierte Zweirad die bessere Wahl sind. Aber ich fahre zum Beispiel wirklich gerne Auto, wenn es das Ziel hergibt, gerne auch ein paar hundert Kilometer am Stück. Ins Büro hingegen geht es meistens zu Fuss, so muss ich weniger über die Feinde des Individualverkehrs in den Verwaltungseinheiten der Stadt Zürich nachdenken

oder mich über Velofahrer ärgern, die mit den Eckpfeilern der Strassenverkehrsordnung nicht einmal rudimentär vertraut sind.

Kürzlich war es Zeit für einen Perspektivenwechsel, mein Velo, das ich vor einigen Jahren günstig auf einer Auktionsplattform erstanden hatte, schien mir in seiner etwas heruntergekommenen Erscheinung gar würdelos geworden zu sein. So wie es beim Auto nicht nur darum geht, von A nach B zu kommen – sondern auch ums Wie –, ist das Zweirad, auf dem man sitzt, Ausdruck einer Haltung.

Es lief alles auf ein neues Velo hinaus. Und, da bin ich konservativ, persönliche Beratung schien mir besser zu sein als ein Internet-einkauf. Ich fuhr – in einem Elektroauto – nach Pfäffikon ZH: Bei AR Cycling gibt es Velos der Schweizer Premiummarke BMC, manche zum Preis eines Kleinwagens, andere effektiv auf roten Teppichen präsentiert. Ich bekam einen Espresso, der besser war als in manchem Café, und der sympathische Filial-

leiter riet mir nach kurzer Anamnese zum Alpenchallenge, einem robusten, schnellen Velo für die Stadt mit wartungsfreiem Riemenantrieb, 11-Gang-Nabenschaltung und hydraulischen Scheibenbremsen.

Zu Hause in Zürich, wo es übrigens einen «Masterplan Velo» gibt, fädelte ich mich in den Strassenverkehr ein und freute mich an dem erstaunlich mühelosen Vorankommen, das dieses Velo mir ermöglichte. Die Schaltung arbeitet blitzschnell, und der Gates-Zahnriemen mit Karbonfäden erwies sich als angenehm leises Instrument der Kraftübertragung zwischen meinen eigenen Beinen und dem Rad. Je länger ich fuhr, desto schöner wurde diese fließende Leichtigkeit der Bewegung.

Als kleine Herausforderung für mich selbst nahm ich mir vor, grundsätzlich unter Einhaltung der Verkehrsregeln vorwärtszukommen: Ich hielt bei Rot zum Beispiel, zwang Autofahrer nicht zu Vollbremsungen vor den Fussgängerstreifen, indem ich nicht einfach drüberbretterte, und andere Banalitäten mehr. Das erstaunliche Ergebnis: Es ging trotzdem zügig voran, ich musste mich nicht über Autofahrer ärgern, die sich über mich hätten ärgern können, und Stadtradeln wurde auch nicht zur Nahtoderfahrung. Auf dem BMC zum Velofahrer zu werden, ist auch als überzeugter Autolenker lohnenswert.

### BMC Alpenchallenge AC01 Alfine 11



**Technik:**  
Shimano Alfine  
11-Gang;  
Gates-Zahnriemen;  
hydraulische  
Scheibenbremsen  
**Preis:** Fr. 2499.–

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Wir waren kürzlich zum Geburtstagsessen in ein Restaurant eingeladen. Das Essen war absolut ungeniessbar, das Personal überfordert. Darf man nun einen negativen Beitrag bei Tripadvisor posten, oder verbietet dies der Anstand gegenüber dem Gastgeber, der uns ja eingeladen hat?

*Andreas Gallmann, Thalwil*

Die Frage ist heikel, weil man ja den Gastgeber nicht beleidigen will. Deshalb sollte man das mit ihm absprechen, ihn also informieren, dass man einen negativen Kommentar schreibt. Er ist, da er vermutlich viel bezahlt hat, vielleicht noch froh, wenn jemand reklamiert. Prinzipiell sollte man auf Tripadvisor unbedingt ehrlich sein. Es dient ja anderen Gästen bei der Suche nach einem Restaurant. Und dem Wirt dient es auch, denn er erfährt, was er besser machen kann. Sofern er lernfähig ist. *Hildegard Schwaninger*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«So eine abgehobene Serviertochter habe ich noch nie erlebt.»

*Knut Bannier*

### Abgehobene Serviertöchter?

Nr. 37 – «Sind die Schweizer so unfreundlich?»; *Weltwoche*-Titelblatt

Ich bin 74 und seit 51 Jahren in der Schweiz. Aber so eine abgehobene Serviertochter wie auf dem Titelbild habe ich noch nie erlebt, im Gegenteil! Die anderen drei gibt's überall.

*Knut Bannier, Kaiseraugst*

### Die Frauen sind die Leidtragenden

Nr. 37 – «Manchmal beten sie»; Alex Reichmuth über Abtreibungen

Der Verlust eines Menschen, insbesondere der eines ungeborenen, hat immer traumatische Folgen für eine Frau, auch wenn die Abtreibungsbefürworter dies mit hohlen Argumenten zu bagatellisieren versuchen. Die Leidtragenden sind die Frauen, denen man das Recht auf Trauer und psychische Belastung nimmt, was das Ganze noch verstärkt. Was nicht sein darf, existiert nicht! Wie einfach und schrecklich zugleich. Ich persönlich bin keinem grösseren Schmerz begegnet als dem einer Frau, die ihr Kind abgetrieben hat.

*Monika Weibel, Merzligen*

### Der Luftraum ist viel zu eng

Nr. 37 – «In 25 Minuten von Basel nach Visp»; Kolumne von Peter Bodenmann

Die Science-Fiction-Fantasien des Autors sind zwar erheiternd, werden aber wohl nie den Realitätstest bestehen. Die besten Batterien sind mindestens vierzigmal schwerer als ein Dieseltank mit gleichem Energieinhalt. Was für ein Strassenfahrzeug für Kurz- und Mittelstrecken noch hinreichen mag, ist fürs Fliegen ausserhalb der technischen Möglichkeiten. Und selbst wenn: Wer selber fliegt, weiss, dass es am Schweizer Himmel von Luftfahrzeugen nur so wimmelt. Dafür, dass jeder nur noch per Lufttaxi ans Ziel kommen soll, ist der Luftraum schlicht viel zu eng.

*Edy Gerber, Basel*

### Spritzig und tiefgründig

Nr. 37 – «Es werde Frieden!»; Kolumne von Henryk M. Broder

Zu dieser spritzigen und tiefgründigen Kolumne mag folgendes Gedicht von Wilhelm Busch eine Antwort geben:

«Ganz unverhofft an einem Hügel  
sind sich begegnet Fuchs und Igel.  
<Halt!>, rief der Fuchs, <du Bösewicht,  
kennst du des Königs Order nicht?  
Ist nicht der Friede längst verkündigt,

und weisst du nicht, dass jeder sündigt,  
der immer noch gerüstet geht?  
Im Namen Seiner Majestät  
geh her und übergib dein Fell!>  
Der Igel sprach: <Nur nicht so schnell!  
Lass dir erst deine Zähne brechen;  
dann wollen wir uns weiter sprechen.>  
Und alsogleich macht er sich rund,  
schliesst seinen dichten Stachelbund  
und trotz getrost der ganzen Welt,  
bewaffnet, doch als Friedensheld.>

*Johannes Bärtschi, Gunten*

### Wir haben die Partei gefragt

Nr. 37 – «Die Würde des Glaubens»; Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Dazu fällt mir ein alter Witz über eine Frage an Radio Eriwan aus der Zeit der Sowjetunion ein:

– Hat die Partei immer recht?

– Ja, in jedem Fall!

– Warum wissen Sie das so genau?

– Wir haben die Partei gefragt.

*Urs Waltenspül, Aarau*

### Den Faden verloren

Nr. 36 – «Die Enteignung des Bauern Ueli K.»; Alex Baur über die Räumung des Kesselring-Hofs

Als langjährigen und treuen Leser der *Weltwoche* hat mich dieser Artikel sehr enttäuscht. Vier dieser armen Pferde leben jetzt glücklicherweise in meinem Umfeld. Sie kamen in einem himmeltraurigen Zustand an. Da reicht ein Jahr zur Erholung nicht. Diesem Kesselring gehört jegliche Tierhaltung verboten. Er ist eine Schande für den Bauernstand. Hier hat Herr Alex Baur aus eigentlich sympathischer politischer Einstellung etwas den Faden verloren. Bitte besser aufpassen, bei einem nächsten Fall.

*Michel Rutschmann, Neudorf*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45					46		47		
48				49				50						
51												52		
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Sie soll unseren Genuss erhöhen  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Er ist es kalt gewohnt.  
 7 Wird damit zur elektromagnetischen Strahlung.  
 12 Beim Bündner Ferienort denken Brasilianer an die Rose.  
 15 Pulver als Schweizer Schauspieler.  
 16 Bei Tannen ist es nicht zu finden.  
 17 Heilmittel aus Gewürzpflanze.  
 18 Fussballer brauchen sie unbedingt.  
 19 Schwierig zu lesender Schriftsteller.  
 20 Wiegt im städtischen Verkehr schwer.  
 22 Manche denken an Billard, andere zuerst an Wasser.  
 23 Einstige Totengöttin, bringt weiterhin Tod.  
 25 Die CH-Partei gibt sich reduziert reformiert.  
 27 Gefäss, passt zur Bierseligkeit.  
 30 Ein Aussehen, wie es Amis längst kennen.  
 33 Mit l wird es greisenhaft.  
 34 Panzerknackers dauerhaftes Lieblingsobjekt.  
 37 Ein Fall zwar, aber die Kurzform reicht.  
 39 Schneider, war im Schnee einst schnell unterwegs.  
 40 Bei dem Hit der Pink Floyd klingelt es.  
 42 Die schlechte Luft passt zum üblen Geruch.  
 45 Oft sorgt der kleine Ausgang für Entspannung.  
 47 Neben ist gar nicht weit daneben.  
 48 Er ist die Hauptfigur in Jean-Jacques Rousseaus pädagogischem Hauptwerk.  
 50 Nicht mehr als Sportler sondern als Schuldner im Gespräch.  
 51 Dinge, die man bestimmt nicht im Ausverkauf findet.  
 52 Der grösste Hirsch mit seinem Zweitnamen.  
 53 Damit ergeben Geschwindigkeit und Schall diese Zahl.  
 54 Tätigkeit mit garantierter Gleitfähigkeit.

**Senkrecht** — 1 Hier ist ein Milliardenstel angesagt.  
 2 Erfrischungsgetränk, für Millionen weltweit ein Geschenk.  
 3 Blutsaugende Parasiten.  
 4 Sie sorgen für eine klare Handlungsstruktur.  
 5 Im Gegensatz zu ihr sind Bootsstege über dem Wasser gebaut.  
 6 Elisabeth und Eleonore sind auch so bekannt.  
 8 Eine Kulturhauptstadt des Islam in Trümmern.  
 9 Mit y statt i wär's ein spanischer Monat.  
 10 Schaffhausen: Festung für Festlichkeiten.  
 11 Der liebe Bruder aus der Bibel ist auch ein Mondkrater.  
 13 Zurück in der Schweiz oder sonstwo.  
 14 Ein bekanntes Drehbuch.  
 21 Runde grosse Frucht, um einen Drittel reduziert.  
 24 Tessin-Touristen bekannt: der Markt von dort (Italien).  
 26 Kurz geht einem da auch vormittags durch den Sinn.  
 27 Kein Meeresungeheuer, dafür ungeheuer teuer.  
 28 Weit draussen im Atlantik: Inselgruppe, Insel und Region.  
 29 Altersversorgung ohne Ende.  
 31 Techniker sprechen von Frequenzbereichen.  
 32 Liegt vor der Westküste Schottlands.  
 35 Vorgang beim Segeln mit aufkommendem Wind.  
 36 Zahl, symbolträchtig aber unvollkommen.  
 38 Unwichtig ob werden oder wischen.  
 41 Er steht einem vielleicht nicht nah, ist aber nahe verwandt.  
 43 Islam: ein Vorbeter mit Titel.  
 44 Wie Franzosen unseren Tschugger kennen.  
 46 Er fliesst, so sagen Italiener, in die Nordsee.  
 49 Eine Art schweizerisches Pendant zur MIT aus den USA.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 534**

R	O	K	O	K	O	M	A	N	I	F	E	S	T
T	A	A	K	T	I	V	S	I	I	E			
S	A	M	B	I	A	M	E	G	A	L	I	T	H
T	I	M	E	N	L	E	S	E	R	A	T	T	E
R	N	I	X	E	N	O	M	A	E	R			
A	P	L	I	T	M	C	R	E	P	E	A		
S	L	A	M	M	A	G	O	G	I	R	E	N	
K	A	E	M	M	E	N	A	E	R	O	L		
A	N	R	A	S	S	I	S	T	E	N	T	I	N
R	E	C	I	T	S	S	T	O	P	I	T	E	
I	H	T	E	L	E	W	I	L	L	E	N		
W	E	S	I	R	L	Y	N	N	A	N	A		

**Waagrecht** — 1 ROKOKO 5 MANIFEST 11 AKTIV  
 12 LIE (engl. f. Lage und Lüge) 13 SAMBIA  
 16 MEGALITH 19 TIMEN 20 LESERATTE  
 21 NIXEN 22 MAER 23 APLIT 25 CREPE  
 (Suzette) 26 SLAM 27 MAGOG 28 IREN  
 30 KAEMMEN 32 AERO (-Club) 34 ANR (-ede)  
 35 ASSISTENTIN 39 RECHTS 40 STOP 41 UTE  
 42 TELE (-objektiv) 43 WILLEN 44 (Gross-)  
 WESIR 45 LYNN (Jonathan, engl. Regisseur, z.  
 B. „Sein schärfstes Ziel“) 46 ANA (Anorexia  
 nervosa)

**Senkrecht** — 1 RIST 2 KAMM 3 KAINIT 4 OKA  
 5 MIMEN 6 AVES (wissenschaftl. Name f.  
 Vogel) 7 ISAR (Sari) 8 ELITAER 9 SITTE  
 10 TEHERAN 14 AIRPLANE 15 BENIMM  
 (-Regeln) 17 GEORGETOWN 18 LAMPION  
 20 LEMANS 23 ASKARI 24 LAERCHE 25  
 COAST (engl. f. Küste) 27 MESSER 29 ELITEN  
 31 MATTI 33 REPIN 36 ISEL (Seil) 37 TULA  
 38 NENA

**Lösungswort** — NEKROMANTIE

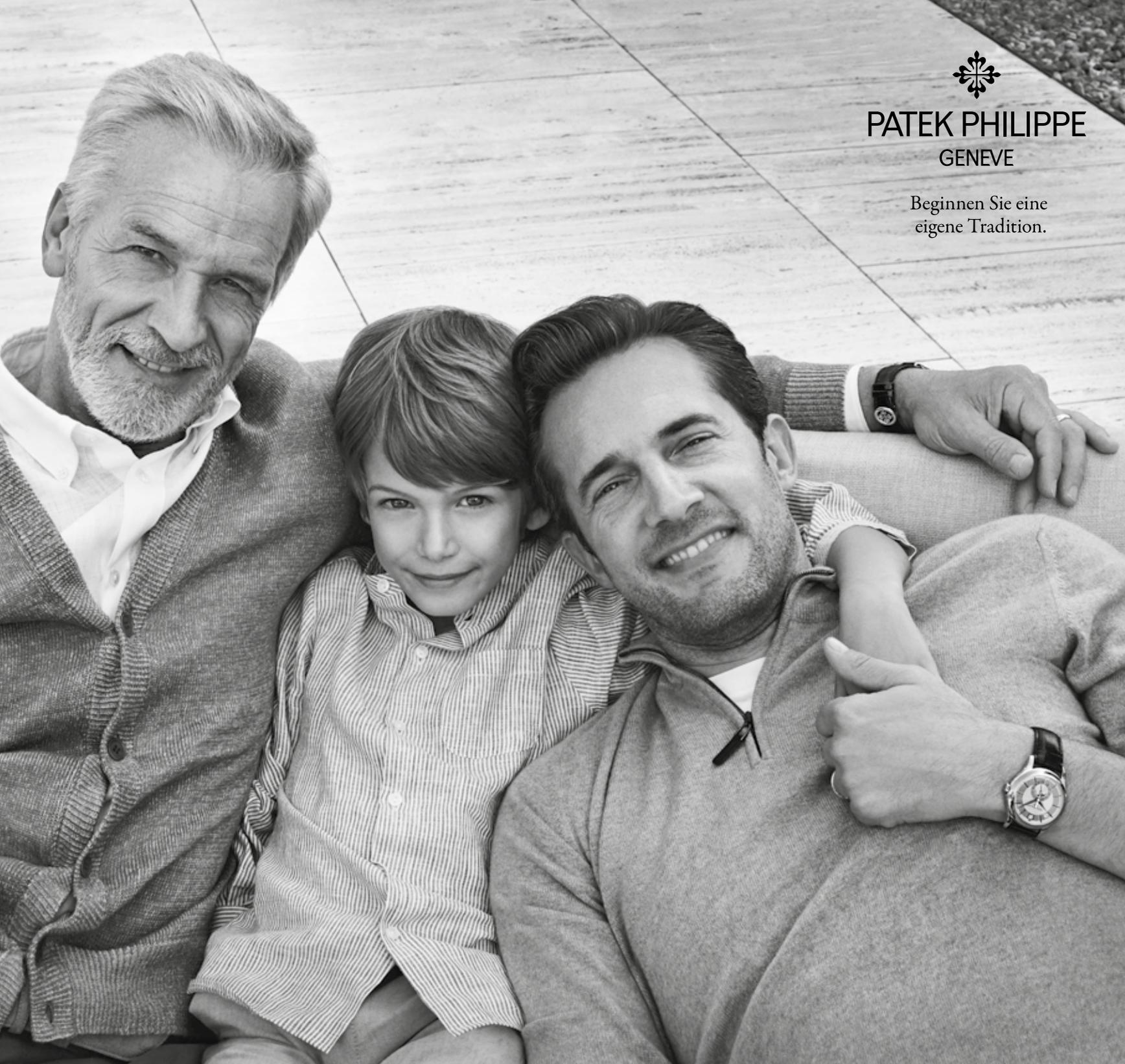


EMS – Innovativ, weltweit  
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
 Hochleistungspolymere  
 Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G  
patek.com